



Germ. sp.

503

ms

II





Bremen's
Volkssagen.

Herausgegeben

von

Friedrich Wagenfeld.

Siebentes Heft.

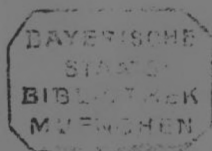
Als ganzes Werk 7^{tes} Heft

Bremen.

Verlag von W. B. Kaiser.

1845.







I.

Blumenstrauß, Dornstrauch.

Eine Frau, die in der Frühe des Morgens zum Waschen gehen wollte, erwachte um Mitternacht, und da die ganze Straße in heller Mondbeleuchtung da lag, glaubte sie, es sei schon spät und Zeit, aufzubrechen.

In demselben Augenblick, wo sie vor dem Hause auf der Längenstraße anlangte, wohin sie bestellt war, öffnete sich die Thüre, und heraus trat die Hausfrau im weißen Feierkleide, warf mit freundlichem Lächeln der Frau einen herrlich duftenden Blumenstrauß in ihr Armkörbchen und rauschte, ohne weiter ein Wort zu sprechen, an ihr vorüber, die Straße hinauf nach dem Markte zu.

Erstaunt blickte ihr die Wäscherin nach, bis sie an der Straßenecke ihren Augen entzogen war. Sie wunderte sich sehr, wohin wohl die Dame so allein in der einsamen Mondnacht gehen möchte, und wartete noch ein Viertelstündchen, ob sie nicht wieder zurückkommen würde. Aber sie kam nicht, und nun trat die Frau ins Haus, um an ihre Arbeit zu gehen.

Es war öde und finster in der Hausflur und Niemand zu ihrem Empfange bereit. Sie tappte sich also nach der Schlafstelle der Mägde hin, die unter der Treppe war, und fand sie im tiefsten Schlaf. Als sich dieselben mit Mühe ermuntert hatten, vernahmen sie mit Erstaunen, daß die Herrin schon ausgegangen sei und standen eilig auf, da sie glaubten, die Zeit verschlafen zu haben.

Als sie Licht gemacht hatten, sahen sie mit Bewunderung auf der Hausuhr, daß es erst zwölf Uhr sei. Nun glaubten sie, daß die Wäscherin sie mit ihrer Erzählung habe aufziehen wollen, und gingen zu der Kammer der Hausfrau, um sich desto besser zu überzeugen, fanden aber die Thür verschlossen.

Sie wußten nun nichts anzufangen, da die Herrin den Schlüssel zur Wäschekammer hatte, und die Wäscherin sah ein, daß es am Gerathensten sein würde, vorläufig wieder zu Hause zu gehen; auch die Mägde gingen einstweilen wieder zu Bett.

Als die Waschfrau die Glocke fünf schlagen hörte, machte sie sich wieder auf den Weg, und als sie jetzt ins Haus trat, fand sie die Hausfrau, wie sie in einfacher häuslicher Kleidung ihre Anordnungen für den heutigen Tag machte. Die Wäscherin war neugierig, was die Dame schon um Mitternacht ins Freie getrieben habe und spielte auf den Spaziergang an, indem sie ihren Dank für den herrlichen Blumenstrauß abstattete, den sie zugleich aus ihrem Korbe hervorsuchte.

Die Dame machte aber ein zorniges Gesicht,

drückte der Frau einen Thaler in die Hand und befahl ihr, nicht weiter von der Sache zu reden.

Da wußte die Waschfrau, was die Glocke geschlagen hatte, und als sie nun endlich den Blumenstrauch aus ihrem Korbe hervorzog, fand es sich, daß es nichts als ein elender Dornstrauch sei.

II.

Der silberne Pflug, mit Federvieh bespannt.

In alten Zeiten wohnte im Blocklande ein Mann, den hielt man nicht für gut. Der Schullehrer zur Wasserhorst hatte seinen Etgrow in jener Gegend, so daß die Mädchen vor dem Hause vorbei mußten, wenn sie vom Melken kamen. Da geschah es denn regelmäßig, daß den Kühen, mochten sie den Sommer über auch noch so ergiebig gewesen sein, alsbald die Milch verging, so daß der Schullehrer zuletzt seinen ganzen Etgrow lieber für einen einzigen Thaler verpachten, als sich noch länger darüber ärgern wollte.

Einstmals wollte ein gewisser Sinnighes mit Fischen nach der Stadt, und da sein Schwiegersohn, der in Wasserhorst wohnte, mit seinem Gespann ebenfalls dahin wollte, so machte er sich in aller Frühe mit seiner Frau auf den Weg, um den Schwiegersohn abzuholen und die günstige Gelegenheit zu benutzen.

Den er dachte, es müsse nach gerade Zeit sein, obgleich es noch ganz dunkel war.

Als er nun den Deich entlang ging, und an den hohen Eschenbäumen vorbeikam, die vor dem Hause des bösen Nachbarn standen, machte ihn die Frau darauf aufmerksam, daß die ganze Wohnung hell erleuchtet sei. Sie gerieth in die größte Furcht bei diesem seltsamen Anblick; da sie aber zugleich außerordentlich neugierig war, was dies zu bedeuten habe, so bewog sie ihren Mann durch vieles Bitten, näher hinzutreten und durchs Fenster zu sehen.

Der kam nach wenigen Augenblicken ganz verstört zurück, hatte keinen trocknen Faden an seinem ganzen Leibe, und zog sein Weib eilig mit sich fort nach Hause. Dort erzählte er, was er gesehen, daß sie auf der Diele geackert hätten mit einem silbernen Pflug, der von Truthühnern gezogen worden sei. Die Anwesenden habe er nicht erkennen können, da sie das Gesicht von ihm abgewandt hätten.

Plötzlich tönte die zwölfte Stunde vom Wasserhorster Kirchthurm herüber, und jetzt sahen sie mit Schrecken, wie sehr sie sich in der Zeit versehen hätten.

Sinaighes und seine Frau waren in großer Besorgniß, was der Nachbar wohl im Schilde führen möge. Hätten sie aber gewußt, was vor Jahren im Niederviehlande vorgefallen, so hätten sie leicht denken können daß der Nachbar mit nichts Geringerem beschäftigt sei, als einen Schatz zu heben.

Dort wohnte nämlich in uralter Zeit ein Bauer, der war sehr reich. Er hatte Kisten und Kisten voll,

und kein Rathsherr in der Stadt hatte Silbergeschirr, wie er. Aber der Ueberfluß machte ihm große Sorgen; denn ringsum wüthete der Krieg, und man konnte mit jedem Tage der Ankunft raublustiger Horden entgegen sehen. Da dachte er mit allem Fleiß darauf, seine Kleinodien den Händen der Räuber zu entziehen und beschloß, sie dem Schooß der Erde anzuvertrauen.

Er hatte aber einen jungen Knecht, den er aus Mitleid in seine Dienste genommen, weil er arm und älternlos war. Als es nun Sonntag war, schickte der Bauer alle seine Leute nach der Kirche, Frau und Tochter, Knechte und Mägde; denn er gedachte, in ihrer Abwesenheit unbemerkt Alles ins Werk zu richten.

Nun aber begab es sich, daß Hans nicht mit zur Kirche ging. Denn er schämte sich seiner Armuth und meinte, er dürfe sich mit seinen Alltagskleidern nicht sehen lassen vor der festlich gepuzten Gemeinde. Er begab sich also in die Scheune, um sich dort in der Zwischenzeit zu verbergen.

Als der Bauer sah, daß sich Alle entfernt hatten und glaubte, daß die Lust rein wäre, nahm er eine Schaufel und ging ebenfalls in die Scheune; der Bursche sah ihn nicht sobald eintreten, als er befürchtete, entdeckt zu werden und sich noch forsältiger hinter dem Heu verbarg. Aber er sah bald, daß den Herrn ganz andere Dinge hergeführt hätten. Denn derselbe gab sich daran, in der Mitte der Scheune zu graben, immer tiefer und immer weiter, und der Bursche konnte von seinem Versteck aus Alles deutlich übersehen.

Endlich war die Grube fertig, mannstief, und der Bauer entfernte sich auf einige Augenblicke. Als er zurückkam, wälzte er keuchend einen großen kupfernen Kessel vor sich her, den er in das Loch hineingleiten ließ. Hans war neugierig, wie es nun wohl weiter gehen werde. Da sah er denn mit Verwunderung, daß der Mann eine große Mulde mit silbernen Gefäßen und köstlichem Geräth herbeitrug und in den Kessel schüttete. Dann holte er noch einmal eine Mulde voll blanker harter Thaler, die er ebenfalls hineinwarf, und nachdem er Alles mit Brettern und Holzwerk überdeckt hatte, schaufelte er die Erde wieder darüber her und ebnete sorgfältig den Boden, daß auch nicht die geringste Spur zurückblieb.

Während der Bauer mit dieser Arbeit beschäftigt war, kamen dem Burschen allerlei Gedanken; er hatte nun mit eigenen Augen gesehen, wo der Herr den größten Theil seines Reichthums verscharrt hatte und wunderte sich über den Zufall, der ihn zum Mitwiffer dieses gefährlichen Geheimnisses gemacht, wodurch er den Wohlstand des Mannes ganz und gar in seine Hand gegeben glaubte. Denn was hinderte ihn, schon in der folgenden Nacht, oder wann es ihm einfallen möchte, die Kleinodien und den Reichthum wieder auszugraben und in alle Welt zu gehen? Er wurde ganz unruhig bei dieser Vorstellung, und wußte sich in seinem Versteck kaum zu lassen.

Allein, als der Bauer Alles wieder geebnet und gesäubert hatte und nun anhub, den Schatz zu belegen mit schwerem Bann, da sah Hans wohl, daß die

Sache doch mit mehr Schwierigkeiten verbunden sein würde, wie er sich anfänglich gedacht hatte. Der Herr bannte den Reichthum aber dergestalt, daß er den Teufel zum Hüter setzte; der sollte ihn nicht fahren lassen in sieben Jahren, und wer dann käme, ihn zu heben, der müsse kein Anderer sein, als der Verlobte der Tochter des Hauses; auch solle derselbe nicht graben mit Spaten oder Schaufel, sondern müsse den Kessel zu Tage fördern mit silbernem Fuhrwerk, vor dem er das lebendige, beflügelte Feuer gespannt, und nicht anders. Gäbe sich ein Unbefugter daran, so möge der Schwarze ihm den Hals brechen.

Nachdem der Bauer den Spruch vollbracht, stand er aufmerksam, als warte er auf ein Zeichen, ob er erhört sei. Da schwirrte eine große Fledermaus durch die Scheune, umkreiste dreimal in raschem, kaum sichtbarem Fluge den Mann und den Schatz und verschwand in demselben Augenblick. „Das wäre also in Ordnung gebracht,“ sagte der Bauer, indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknete, und ging beruhigt von dannen.

Unterdessen waren die Leute aus der Kirche zurückgekommen, und auch der junge Bursche hatte sich wieder ins Haus geschlichen, und unter die Uebrigen gemischt, um durch sein Wegbleiben keinen Verdacht zu erregen. Den ganzen Tag ging er wie ein Träumender herum, immer stand ihm der Kessel vor Augen mit dem glänzenden, lockenden Metall, mit der Fülle des Reichthums, unter der Obhut des höllischen Wächters. Aber auch dann, wenn er warten wollte,

bis die Zeit erfüllt wäre, mußte er an die Hebung der Schätze verzweifeln. Denn wie konnte es ihm in den Sinn kommen, das Herz der stolzen Bauerstochter gewinnen zu wollen; und dazu noch das silberne Fuhrwerk mit dem feurigen Gespann!

Er wurde von Tage zu Tage unruhiger, und endlich sah er es wohl ein, daß diese Gedanken ihn ganz und gar verzehren würden, wenn er nicht Anstalten träte, die Gegend, wo ihn täglich Alles an den geheimnißvollen Kessel mahnte, gänzlich zu verlassen. Er ging also zur See und ließ viele Jahre lang nicht das Geringste von sich hören, so daß man seiner kaum mehr erwähnte, und sein Andenken mit der Zeit gänzlich in Vergessenheit gerieth.

Wurde seiner aber im Dorfe nicht mehr gedacht, so gedachte er desto häufiger der heimatlichen Erde und der Schätze, welche sie barg; und je näher der Zeitpunkt heranrückte, wo die Frist des Bannes abgelaufen sein würde, desto ernstlicher war er darauf bedacht, sein Geheimniß auszubeuten. Ueber die Art und Weise, wie er es anzustellen habe, daß Alles erfüllt würde, mochte er noch nicht grübeln. Er glaubte, das würde sich an Ort und Stelle schon finden, wenn es ihm nur erst gelungen sein würde, die Tochter seines ehemaligen Herrn sich geneigt zu machen. Daran hegte er aber durchaus keinen Zweifel; denn er war ein hübscher, stattlicher Kerl geworden, und der Unterschied des Vermögens hatte sich auch ausgeglichen, da er sich in glücklicher Fahrt

viel Geld verdient und eine ansehnliche Summe zurückgelegt hatte.

Die sieben Jahre waren noch nicht ganz verflossen, da wanderte er schon voller Ungeduld dem väterlichen Dorfe zu. Da er weder Verwandte noch Freunde hatte, bei denen er ein Unterkommen hätte finden können, so ging er ins Wirthshaus. Er sah wohl, daß man seiner ganz vergessen habe; wer hätte auch in dem Fremden, dessen ganzen Erscheinung von trefflichem Wohlstand zeugte, den armen, zerlumpten Bauerburschen wieder erkennen sollen, der vor sieben Jahren in die weite Welt gegangen und seitdem gänzlich verschollen war?

Er wußte des Gespräch bald auf die Nachbarn zu bringen, und da vernahm er mit Verwunderung, daß sein ehemaliger Herr vor wenigen Wochen das Zeitliche gesegnet. Man habe ihn allgemein für einen reichen Mann gehalten, auch habe er Zeit seines Lebens immer einen großen Aufwand gemacht. Es sei aber, als wenn er den Reichthum mit sich ins Grab genommen habe; denn die Nachgebliebenen müßten sich kümmerlich genug behelfen, und die Frau habe erst gestern noch eine Kuh aus dem Stalle verkaufen müssen, um nur ihre Abgaben bezahlen zu können.

Als Hans sich gestärkt hatte mit Speis und Trank, wanderte er nach dem Hofe seines ehemaligen Brotherrn. Da war aber Keiner, der ihn noch gekannt hätte; nur die Tochter des Hauses, die jetzt völlig herangewachsen war, und deren Schönheit durch die

dunklen Trauerkleider nur noch mehr gehoben wurde, wußte sich des armen, verwaisten Knaben, dem sie so manchen Bissen heimlich zugesteckt hatte, recht lebhaft zu erinnern. Sie mochte ihre Freude nicht verhehlen, den ehemaligen Schüßling in so günstigen Umständen zu erblicken, und lebhaft stimmte sie mit ein, als die Mutter bei seinem Fortgehen den Wunsch aussprach, er möge doch, so lange er sich in der Heimath aufhalte, seinen Besuch von Zeit zu Zeit wiederholen. Hans ließ sich dies nicht zweimal sagen, und nach Verlauf weniger Wochen erwartete man ihn auf dem Hofe als täglichen, gerngesehenen Gast; und als er sich endlich ein Herz faßte und um die Hand der Tochter anhielt, konnte er die Bemerkung machen, daß er mit seiner Bewerbung nur den stillen Wünschen des Mädchens und ihrer Mutter entgegen gekommen sei.

Mancher Andere in seiner Stelle würde jetzt mit Ruhe die Hochzeit erwartet, und mit seinem Vermögen einen neuen Wohlstand auf der Hofstelle begründet haben, den Schatz aber, der mit feuerbespanntem Silberwagen zur Hebung gebracht werden mußte, Schatz sein lassen.

Nicht so Hans! Die Bedingungen des Bannes waren erfüllt, bis auf eine einzige; sein Trachten und Sinnen war darauf gerichtet, wie er der Familie den Reichthum, der ihr so schöne entzogen war, wieder zuwenden möge; aber das verwünschte Fuhrwerk machte ihm die bittersten Sorgen und manche schlaflose Nacht.

Wiederum hatte er die Nacht hingebbracht in nagender Unruhe, wie er endlich ans Ziel kommen möge, als er in der Morgenzeit in einen sanften Schlummer fiel. Da meinte er im Traume zu sehen, wie die Scheune, in welcher der Schatz vergraben lag, in Brand gerathen sei und die hellen Flammen aus dem Dache schlügen. Als er aber genauer hinsah, war es ein rother Hahn, der auf den Strohdache stand und mit den Flügeln schlug. Der flog einen Augenblick hernach herunter von seinem hohen Standpunkt und setzte sich auf eine ungestürzte Pflugschaar, die auf dem Hofe lag, pickte mit dem Schnabel und scharrte mit den Füßen daran und gebärdete sich ganz, als wollte er den Pflug in die Höhe richten, und mit sich fortführen.

Da erwachte Hans und sprang eilig von seinem Lager empor, um nicht von Neuem einzuschlummern und das Traumgesicht darüber zu vergessen. Er ging einige Mal auf und nieder, um über den Sinn des Bildes, welches noch in den hellsten Farben vor seiner Seele stand, nachzudenken. Möglich machte er einen Luftsprung; denn er glaubte, die Andeutung, welche in dem Traum läge, verstanden zu haben, und je länger er darüber nachdachte, desto mehr wurde er in seiner Meinung bestärkt.

Er war durch die Entdeckung wie neu belebt, und, obgleich es noch sehr früh am Tage war, machte er sich ungesäumt nach der Stadt auf den Weg, wo er in den ersten, besten Goldschmiedsladen eintrat und den Meister fragte, ob er ihm wohl einen silbernen

Pflug anfertigen könne. Der Mann sah ihn an vom Kopf bis zu den Füßen über den wunderlichen Auftrag; denn er meinte, der Fremde wolle ihn nur zum Besten haben. Als derselbe aber ganz ernsthaft blieb, auch seine Frage in bestimmter Weise wiederholte, rückte er das Käppchen auf die Seite und trat einen Schritt näher.

„Wenn Ihr Silber mitgebracht habt, lieber Freund, so bin ich allerdings zu Eurem Dienst bereit,“ sagte der Goldschmied. „Ich muß Euch gestehen, daß ich sonst nicht darauf eingerichtet bin.“

Da zog Hans, der sich auf Alles gefaßt gemacht hatte, einen großen Beutel mit blanken Thalerstücken und schimmernden Gulden hervor und schüttete das Geld auf den Tisch. Dann gab er ihm an, in welcher Größe er das Werkzeug zu haben wünschte und entfernte sich endlich, indem er dem Meister noch dringend empfohlen hatte, sein Werk möglichst zu beschleunigen.

Nach Verlauf von acht Tagen konnte er seinen Pflug abholen, und nun machte er sich bereit, die folgende Nacht an's Werk zu gehen.

So wie die Glocke zwölf geschlagen hatte, machte er sich auf den Weg. Unter dem rechten Arme trug er den Silberpflug und unter dem linken einen rothen Hahn. Den hatte er besonders ausgewählt zu diesem Zweck; derselbe war untadelig, wie ein Zinshahn und groß und stark, daß er ohne Anstrengung über einen Eimer springen mochte.

Vor der Scheune spannte er den rothen Hahn,

das lebendige, beflügelte Feuer in den silbernen Pflug, öffnete dann das Thor und fuhr nach der Stelle, wo der Schatz vergraben lag; und obgleich kein Mondstrahl in die Scheune fiel, so war es doch so hell darinnen, wie Kerzenschein. Denn von dem Pfluge aus ging ein leuchtender Schimmer, so daß der rothe Hahn erglänzte, wie Feuer und Flammen.

Nun fing Hans an, im Kreise zu adern, und pflügte die Erdschollen aus dem Boden heraus zur Seite; der Hahn arbeitete unermüdlch und ohne Aufhören, und es war keine Viertelstunde verflossen, da erdröhnte der Pflug auf dem Deckel. Hans ging unterdessen hinter dem Pfluge her und ließ sich nicht einschüchtern durch das Gebrause und die schrecklichen Stimmen, die ihn unaufhörlich umtönten. Er sah weder rechts noch links und hütete sich weißlich, das geringste Sterbenswort von sich zu geben. Denn dann war der Schatz verloren; das mußte er noch recht gut von der Schule her.

Jetzt hob er den Deckel herunter, und wie die Sterne funkelte es in dem Kessel. Eilig belud er einen Korb, den er in Bereitschaft gehalten, mit silbernen Bechern, Kannen und Spangen, und den zweiten füllte er mit harten Thalern. Dann trug er Alles ins Freie, verschloß das Scheunenthor hinter sich, klopfte an die Hausthür seiner Schwiegermutter und begehrte schleunigen Einlaß. Die alte Frau und ihre Tochter waren bei diesem späten Besuche sehr erschrocken und fürchteten, es möge dem jungen Manne ein Unglück zugestoßen sein. Als er ihnen aber Alles erzählt, von

Anfang bis zu Ende und die Körbe hereingetragen mit dem Gelde und mit dem mannichfachen, der Hausfrau noch so wohlbekanntem Hausrath, da konnte sich die Alte der Thränen nicht enthalten über die sonderbaren Fügungen des Himmels, der ihr den ganzen früheren Reichthum zurückgab, zu einer Zeit, wo sie sich desselben schon gänzlich entschlagen.

Das Mädchen aber freute sich über die Klugheit und den Muth des Geliebten, und als der Herbst kam, wurden Beide ein glückliches Paar.

Die Betheiligten gaben einander das Wort, gegen keine lebendige Seele diese Geschichten zu erzählen. Nur die Söhne und Enkel erfuhren davon, wenn sie nach der Bedeutung des silbernen Pfluges fragten, der lange Zeit sorgfältig in der Familie aufbewahrt wurde, bis auch dies Andenken früherer Wunderzeiten im Schwedenkriege abhanden gekommen ist.

III.

Der Apfelschimmel im Mondschein.

Zwei junge Burschen gingen spät Abends bei Mondschein aus der Stadt, und wandten sich dem Blocklande zu. Dort wollten sie sich übersetzen lassen, um nach Nitterhude zu gelangen. Bei der Capelle sahen sie einen wunderschönen Apfelschimmel mit lang herabwallenden Mähnen, und der jüngere Bruder lud den andern ein, mit ihm das Thier zu besteigen; sie

würden auf diese Weise gar schnell und bequem aus Ziel gelangen. Vergebens stellte der ältere Bruder dem Unbesonnenen vor, wie er nicht Zügel, nicht Bügel hätte, und wie die Queergräben ihm auf Schritt und Tritt hinderlich sein würden. Der jüngere verabredete kurz, in welchem Wirthshause sie sich im Blocklande wieder zusammen finden wollten, sprang mit einem raschen Satz auf das Thier, und Roß und Reiter waren nur noch wenige Augenblicke sichtbar; auch der letzte Hufschlag verhallte bald in weitester Ferne.

Der Zurückgebliebene war verdrießlich, daß er sich durch seine Zaghaftigkeit von dem Ritt hatte zurückhalten lassen und arbeitete sich mißmuthig durch die beschwerlichen Wege. Endlich langte er bei dem bezeichneten Wirthshause an und dachte, seinen Bruder zu finden, der wenigstens vor einer Stunde schon eingetroffen sein mußte. Aber man denke sich sein Erstaunen, als diesen weder der Wirth noch das Gefinde gesehen haben wollten! Kommen mußte er, das wußte er wohl, und deswegen beschloß er, ihn zu erwarten, wenn es auch noch so spät darüber werden sollte.

Aber eine Stunde verging, und noch eine, ohne daß sich der Ersehnte blicken ließ, und Mitternacht war längst vorüber. Da endlich öffnet sich die Thür, und der jüngere Bruder tritt herein, ohne Hut und Stock und mit fliegenden Haaren. So wie er aufgefessen, erzählte er, sei das Thier mit ihm davon gerannt, wie toll und wild über Stock und Block,

bis vor Lilienthal der Renner ihn an den Grund gesetzt habe und spurlos verschwunden sei. Nur mit großer Anstrengung habe er den Rückweg wieder finden können.

Jetzt sahen wohl Alle zusammen, daß dies der Schimmel gewesen, den man schon seit undenklichen Zeiten beim Mondschein im Felde gewahren kann, und der Reiter konnte Gott danken, daß ihm nichts Schlimmeres begegnet sei.

IV.

Die junge Hexe muß verbluten.

Eine arme Wittwe, die an den Wochentagen immer sehr früh ihren Geschäften nachging, pflegte ihr einziges Töchterlein der Hauswirthin in Aufsicht zu geben. Die lag dann gewöhnlich noch im Bette und nahm die Kleine zu sich herein. Die Mutter glaubte, sie könne nicht besser aufgehoben sein.

Auf diese Art verging manches Jahr, und das Mädchen wuchs allmählig heran. Da begab es sich einst, an einem Sonntagmorgen, wo die Mutter zu Hause zu sein pflegte, daß das Töchterlein gar sehr in sie drang, ihr die Stunde ihrer Geburt zu offenbaren, und wer ihr Pathe gewesen sei. Ueber diese Fragen wunderte sich die Mutter und verlangte den Grund davon zu wissen. Da erzählte das Mädchen wie die Hauswirthin jede Nacht, sobald die Mutter nur das Haus verlassen habe, mit ihr zu Tanz und

Spiel gegangen sei. Dort habe sie einen feinen, jungen Herrn kennen gelernt, der mit großem Eifer auf die Beantwortung jener Fragen dringe; denn ehe er solches nicht wisse, habe er gesagt, könne es nimmer geschehen, daß aus ihnen Beiden ein Paar würde.

Die Mutter wurde bei dieser Eröffnung äußerst nachdenklich und beschloß zuerst, die Hauswirthin darüber zur Rede zu stellen. Allein sie bedachte sich bald eines Bessern und wandte sich an ihren Beichtvater. Den wandelte ein gerechtes Grauen an bei dieser Erzählung; denn er sah im Augenblick, daß die Hauswirthin eine Here und das Kind ihr Zögling sei. Als aber die Mutter anfang zu weinen über der Tochter Verderben, und wie es anzufangen sei, sie von dem Sündenwege zurückzuführen, da schüttelte der Pastor nachdenklich das Haupt. Jetzt machte sich die Frau auf das Aeußerste gefaßt, und, als der Pastor ihre Stimmung sah, eröffnete er ihr den einzigen Ausweg in dieser Sache. Er sagte ihr, daß es schon zu spät sei, um an eine Besserung des Mädchens noch denken zu können; sie sei schon durch und durch Here, und das letzte Mittel, das Herenthum in ihr auszurotten, wäre, daß man sie langsam verbluten ließe.

Wie schrecklich dieser Vorschlag auch dem Mutterherzen sein mochte, die Frau willigte gefaßt ein, ob dadurch die Seele vielleicht noch zu retten wäre.

Die mitternächtliche Biene.

Ein junger Schneider hatte eine Braut, die in der Grünen Straße diente, und die Herrschaft hatte ihm erlaubt, das Mädchen des Sonntagabends ein Stündchen zu besuchen. Eines Tags war die Herrschaft nicht zu Hause, und nun nahmen es die Liebenden mit der Zeit nicht so genau; aus einer Stunde wurden zwei und drei, sie sprachen über ihre künftige Einrichtung, denn die Hochzeit war vor der Thür, und die Zeit verlief, ohne daß sie darauf achteten. Da springt das Mädchen mit einem Male in die Höhe, sieht nach der Hausuhr und schreit: „Um Gotteswillen Heinrich, du mußt eilen, daß du zu Hause kommst, der Meister schließt sonst die Thür!“ Bergebens wendet er ein, daß es noch so gar spät nicht sei, und daß er sich für den Nothfall den Hauptschlüssel habe geben lassen; sie besteht darauf, er solle fortgehen, wird immer ängstlicher und dringender und macht endlich den Versuch, ihn mit Gewalt zur Hausthür hinauszuschieben. Da schlägt die Glocke eif, und mit dem ersten Schlage sinkt das Mädchen ohnmächtig zur Erde. Erschrocken springt ihr der Bräutigam zu Hülfe und führt sie in die Stube; aber vergeblich sind alle seine Bemühungen, sie ins Leben zurückzurufen, und mit Sehnsucht wartet er darauf, daß die Herrschaft vom Kindtaufschaufe zurückkehren möge; denn je länger er seine Braut ansieht, um so

graulicher wird ihm zu so später Stunde. Denn, obgleich ihre Wangen roth sind, so ist doch kein Leben und Pulsschlag in dem Körper, der Mund ist weit geöffnet, und die Augen sehen starr vor sich hin. Da unterbricht mit einem Male ein Summen die tiefe Stille der Nacht; denn durch das offene Fenster ist eine Biene geflogen, und der junge Mann muß alles Mögliche aufbieten, um das Thierchen nur von dem Gesicht der Geliebten abzuhalten. Endlich ist er des Schlagens und Abwehrens satt und bedeckt Kopf und Gesicht des Mädchens mit einem weißen Tuche. Da faust das Thier ihm und der Geliebten um den Kopf in immer engeren und schnellern Kreisen, und das Summen wird lauter, und ihm wird immer ängstlicher zu Sinn. Da hört er in der Ferne, wie die Glocke Zwölf schlägt; er macht unwillkürlich eine rasche Bewegung, wodurch das Tuch vom Gesicht der Geliebten herunterfällt, und sieht mit Schrecken, wie die Biene mit Windesschnelle in ihren Mund fliegt. In demselben Augenblicke seufzt das Mädchen tief auf und schaut erstaunt umher, wie Einer, der aus tiefem Schlaf erwacht und sich nicht sogleich zurecht finden kann, und stößt einen lauten Schrei aus, als sie bemerkt, daß der Geliebte noch immer anwesend ist. Der aber nahm eilig seinen Hut, um niemals wieder zu kehren. Denn er wußte nun, woran er war.

VI.

Die abgesperrte Seele.

Ein Mann bemerkte seit längerer Zeit, daß seine Frau um Mitternacht nicht athmete, sondern unbeweglich dalag mit offenem Munde, wie eine Leiche. Er hatte gehört, daß es Menschen gäbe, deren Körper des Nachts von der Seele verlassen würde, welche hernach wieder durch den geöffneten Mund einzöge. Das konnte er nicht glauben und wollte bei seiner Frau doch einmal den Versuch machen. Er wendete sie also herum, daß sie mit dem Gesicht im Kopfkissen lag. Darüber schlief er ruhig ein; denn er gedachte in seiner Verstocktheit, die Seele wird allenfalls auch einen andern Weg einschlagen, wenn sie durchaus in den Körper zurückwill. Als er am andern Morgen erwachte, fand er seine Frau noch in derselben Lage; sie war aber todt, und alle Wiederbelebungsversuche blieben vergebens.

VII.

Kröten im Apfel.

Ein kleiner Knabe nahm, trotz der Warnung seiner Mutter, von einer alten Frau heimlich einige Äpfel, wovon er einen verzehrte, die übrigen aber mit zu Hause, oder vielmehr in den Keller brachte. Denn die Ältern wohnten in einem Keller am Neustadtsteich. Die Mutter war ungehalten, daß er das

Verbot übertreten, nahm ihm die übrigen drei Äpfel weg und legte sie in einen Korb, der an der Wand hing. Des Nachts ward der Knabe krank und starb gegen Morgen. Im Verlauf des folgenden Tages bemerkte man, daß der Korb an der Wand sich bewegte, und als man hineinsah, fand man von den Äpfeln nur die Schalen, im Uebrigen aber drei häßliche Kröten.

VIII.

Vom Forschieren.

Ein altes Weib trat auf dem Walle zu einem Kindermädchen und lobte mit übertriebenen Worten des Kindes Wohlgestalt. Als die Dirne weiter ging, machte die Schildwacht, welche Zeuge des Auftritts gewesen war, sie auf die Veränderung aufmerksam, welche mit dem Kinde Statt gehabt hatte; es verdrehte die Augen im Kopfe, und die Gesichtszüge waren gräßlich verzerrt. Das Mädchen war in Verzweiflung; aber der Soldat sprach ihren guten Muth ein und sagte ihr, das Kind wäre freilich forschiert, aber sie solle nur nach dem Markt gehen; dort wohne eine Frau im Keller, die das Kind mit leichter Mühe wieder in Ordnung bringen würde. Das Mädchen folgte dem Rath des verständigen Soldaten und kam mit dem Kinde noch gerade zeitig genug, um den Unglücksfall wieder gut zu machen.

IX.

Das Mäusemädchen.

Ein Schiffer von der Unterweser, der mit seinem Fahrzeuge in Begefaß lag, machte sich eines Morgens in aller Frühe auf, um sich zu Fuße nach der Stadt zu begeben, wohin ihn seine Geschäfte riefen. Etwa auf halbem Wege wurde er von einer raschen jungen Dirne eingeholt, die einen großen Korb auf dem Kopfe trug, in welchem es hin- und herraschelte, so daß der Schiffer seine Neugier laut werden ließ.

„Ich habe einen Korb voll Mäuse,“ sagte das Mädchen. „Die trage ich auf unsers Nachbarn Feld. Sein Hund hat unsere Gänse todtegebissen, und er will den Schaden nicht ersetzen.“

Das leuchtete dem Schiffer ein; er konnte sich aber nicht denken, wie es ihr gelungen sei, so viel Mäuse zusammenzubringen.

„Nichts leichter als das,“ lachte das Mädchen, „da ich die Thierchen selber mache. Das habe ich von meiner Großmutter. Ich mache sie fertig bis auf die Schwänzchen, welche die Alte daran setzt, das läßt sie sich einmal nicht nehmen.“

„So außerordentlich geschickt, und doch so bescheiden!“ dachte der Schiffer und betrachtete seine flinke Begleiterin mit ehrfurchtsvoller Scheu. „Die wird sicher noch mehr können. Aber wer möchte sich nur unterstehen, sie darum zu befragen?“

Allein das Mädchen schien seine Gedanken errathen zu haben und sagte mit schelmischem Gesicht:

„Ich merke, daß Ihr an solchen Stücken ein Gefallen habt, so seht denn her.“

Bei diesen Worten zog sie eine kleine abgeschälte Weidenruthe aus der Tasche, und bohrte dieselbe in einen alten, knorrigen Baum hinein, der zufällig am Wege stand. Alsdann strich sie mit den Fingern daran herunter, als wenn sie melkte, und zur Verwunderung des Schiffers sprang ein starker Strahl der schönsten Milch aus dem Stäbchen. Als solches eine Weile gedauert hatte, nahm das Mädchen die Ruthe wieder zu sich und strich mit der Hand über die Spalte im Stamm, worauf der Milchquell sogleich versiegte.

„Ihr glaubt,“ sagte das Mädchen, „das sei der Stamm eines Baumes gewesen; aber es war unsers Nachbarn Kuh. Hätte ich das Stäbchen noch länger stecken lassen, so wäre Blut gekommen, jene Kuh hätte die Milch verloren, und der Nachbar hätte auf Niemand anders, als mich gerathen. So hab' ich's noch vorläufig beim Alten gelassen.“

Jetzt lief ein Fußweg quersfeldein, und das Mädchen nahm mit freundlichem Grüßen ihren Abschied, um nach dem Acker des Nachbarn zu gehen und ihm die Mäuslein ins Korn zu setzen.

Der Schiffer aber ging sinnend seiner Wege, und wenn später einmal in seiner Heimath von der Geschicklichkeit und Klugheit dieses oder jenes Mädchens die Rede war, so schüttelte er ungläubig den Kopf. War er doch fest überzeugt, daß nichts über die Mädchen vor Bremen gehe.

X.

Die Plaggenstecher.

Ein Bauersmann aus Ritterhude war nach der Haide gewesen, um Plaggen zu stechen, und als er sich mit Dunkelwerden zur Heimkehr anschickte, gesellte sich ein alter Mann zu ihm, der desselben Weges mußte. Sie hatten noch ein Paar gute Stunden zurückzulegen, ehe sie zu Hause kamen, und der Bauer beklagte sich gegen den Alten über große Ermattung, und meinte, die Zeit würde ihm diesen Abend lange dauern, ehe er heimkäme.

„Was soll ich denn sagen, wenn Ihr klagen wollt?“ erwiderte der Andere. „Ich habe eben so angestrengt gearbeitet, wie Ihr, und ich bin ein hochbetagter Mann; Ihr habt noch junge Beine. Aber ich will mir das Ding bequemer machen und wette, daß ich gemächlicher zu Hause kommen werde, als Ihr.“

Damit war der Alte den Augen des Bauern entschwunden; dieser spürte, daß es sich um seinen Rücken legte, wie ein Mehlsack, und fest an seine Rippen klammerte; und es trieb ihn von dannen, er mochte wollen, oder nicht. Keuchend und stöhnend schleppte er sich vorwärts.

Endlich war er vor dem Dorfe, und jetzt schauerte es und schüttelte sich auf dem Rücken; die Last glitt herunter, und der Alte schritt wieder neben ihm her, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Ei der Teufel, also Du bist es, den ich habe schleppen müssen!“ fluchte der Bauer. Aber er hatte

noch nicht vollendet, als er eine tüchtige Ohrfeige erhielt und sich vergebens nach seinem Begleiter umsah. Da fiel es ihm ein, wie er schon oftmals gehört, daß man den Alten nicht für gut hielte.

XI.

Die wilde Jagd.

Eine Frau vom St. Stephan, welche um 2 Uhr Morgens zum Waschen bestellt war, ließ sich durch ihren Mann begleiten, weil es noch stockfinstere Nacht und der Weg nach dem oberen Theile der Stadt weit war. Als sie unterwegs sind, hören sie, wie die Stephansglocke hinter ihnen anfängt, zu schlagen; sie meinen, es wird 2 Uhr sein. Aber wie groß ist ihr Erstaunen, als es nicht aufhören will mit Schlagen, bis der zwölfte Klang herunter ist. Sie sehen jetzt wohl, daß sie sich Beide in der Zeit versehen haben und wollen vorläufig nach Hause zurückkehren. Das ist aber zu spät. Mit Saus und Braus kommt's die Straße herauf, eine Glaskutsche hält, mit Hunden bespannt, und ehe unser Mann noch zur Besinnung kommen kann, wird ihm die Halfter übergeworfen; er ist mit eingespannt, und von Neuem geht es Straß' auf Straß' ab, ohne Ruh' ohne Rast, bis es Eins schlägt. Da ist mit einem Male Alles verschwunden, die Hunde und die Kutsche und die Damen drin, und der Mann steht allein und hat keinen trockenen Faden an seinem ganzen Leibe. Schauernd läuft er

zu Hause und erzählt seiner Frau, was ihm begegnet. Darauf legte er sich zu Bett und lebte nur noch vier Wochen. Doch war er nie zu bewegen, vor seinem Tode die Damen in der Glaskutsche zu nennen, obgleich er sie recht wohl erkannt hatte.

XII.

Die weiße Gans.

Ein Amtsfischer, den sein Weg bisweilen spät Abends noch über den Stephanikirchhof führte, sah häufig eine Gans in der Ecke an der Kirche sitzen. Einmal ließ er sich gelüsten, sie mitzunehmen, um seiner Frau einen fetten Braten zu bringen. Als sie aber unterwegs immer schwerer und schwerer wurde, kam ihm das Ding doch unheimlich vor, und er setzte sie leise wieder auf die Erde. Späterhin sah er sie noch oft, aber vergriff sich nicht weiter daran, besonders da er in Erfahrung gebracht hatte, daß es seine Nachbarin sei, die Frau eines sehr reichen Kaufmanns, der auf der Großenstraße wohnte.

XIII.

Der Nachtwächter und die Gans.

Einem Nachtwächter begegnete auf einem Kreuzwege eine Gans, so groß und schwer, wie er sie noch in seinem Leben nicht gesehen hätte. Das wird einen herrlichen Sonntagsbraten geben, dachte er, und da

sich das Thier nicht greifen lassen wollte, so holte er aus mit seinem Stock und schlug ihr ein Bein ab. Jetzt nahm er seine Beute unter den Arm und brachte sie nach Hause zu seiner Frau. Die war sehr erfreut über den unverhofften Fang, und setzte die verwundete Gans, die auch vor Kälte zitterte und halb erfroren schien, einstweilen hinter den Ofen, der noch etwas warm war, auf einen Stuhl, damit sie sich im Laufe der Nacht etwas erholen sollte. Als der Wächter aber mit seiner Frau am folgenden Morgen in die Stube trat, erschrafen sie sehr, als sie hinterm Ofen eine wohlbekannte vornehme Dame fanden, welche jammerte und wehklagte, daß sie vergangene Nacht ein Bein gebrochen. Da ging der Nachtwächter in sich und schaffte die Verwundete ohne Aufsehn nach ihrer Wohnung, und er hat es nachher nie bereut, daß er den ganzen Vorfall verschwiegen und keiner Seele erzählt hat. Denn die Dame wollte um Alles in der Welt nicht bekannt sein.

XIV.

Alte Glaube.

Die alten Bremer glaubten, ihre Festungswerke durch das Einmauern eines unschuldigen Kindes unüberwindlich zu machen, wie denn auch beim Abbruch des Brückethors vor einigen Jahren, wirklich die Ueberreste eines Kindes zum Vorschein gekommen sein sollen.

XV.

Herenfchmaus auf der Faulenstraße.

Auf der Faulenstraße, nach dem Wachtthause hinunter, pfliegen die Heren ihre Mahlzeiten zu halten. Dabei ging es lustig her, und durch das Lachen und Singen hindurch konnte man deutlich hören, daß auf gläsernen Instrumenten gespielt wurde. Die Tische standen die ganze Straße hinunter in einer langen Reihe, und die vielen Lichter verbreiteten einen glänzenden Schein; aber, obgleich es ganz hell war, fast wie am Tage, so wagte es doch Niemand, den sein Weg in später Nacht des Weges führte, als Hebammen und Nachtwächter, näher hinzugehen; wenn aber auch einmal einer von den Wächtern neugierig war, und verstohlen durch das Fenster des Wachtthausese schaute, so konnte er doch Niemand von dem Gelage erkennen.

XVI.

Das Strafgericht.

Ein Mädchen, welches in der Oesterthorstraße diente, stand in Verdacht, mehre Hausdiebstähle begangen zu haben. Vergeblich drang die Herrschaft in sie, um sie zum Geständniß zu bringen; ja die Dirne vermaß sich hoch und theuer und lud alle Strafgerichte des gerechten Gottes auf sich herab, wofern ihr von den geraubten Sachen das Geringste bewußt; damit

mußte denn auch wohl die Herrschaft sich begnügen. Aber sie wurde unmittelbar darauf siech und elend, daß sie auf eine unerhörte, schreckliche Weise aufschwoll und gepeinigt wurde von allerlei Pein, bis an ihren Tod, der einige Tage darauf erfolgte. Nach ihrem Tode kroch ihr ein großer Frosch aus dem Munde.

XVII.

Der Geist Wicht.

Am Tage vor Matth. Apost. 1533 wurde Johann Elers lebendig verbrannt. Er bekante:

1) Von Einem zur Neuenburg die Zauberei gelernt zu haben, wie er einen Geist „Wichtchen“ laden müste. Der wäre von einem todtgeborenen Kinde und stöge in der Luft zwischen Himmel und Erde. Denselbigen Geist solle er laden, und wenn er ausbliebe, sich ihm mit Leib und Seele ergeben; dann würde er gewißlich kommen. Bei der Ladung habe er sich folgender Formel bedient:

„Nu sitte ic̄ hier unde wachte un wet nich, wes
 „ic̄ wachte. Nu sende my de Bader un de Söhne
 „un de hillige Geest dat allerschönste, hilligste
 „Wicht, dat tuschen Himmel unde Erdrife is,
 „my sichtliken unde wahrliken to myn Gesichte,
 „Allent, wat ic̄ von öhm begehrend bin, tho
 „wetende, sunder jenigerley Weg, sunder jeni-
 „gerley Vergeltung. Nu beschwere ic̄ Dy by söven

„doetbahren Seelen, nu beschwere ic̄ Dy by söven
 „Altaren, nu beschwere ic̄ Dy by alle Gades
 „hilligen, by allen Gades Frunden; noch be-
 „schwere ic̄ Dy by aller Gades Wunden, by Ma-
 „ria, der reinen Magd, dat Du tho my kamen bist.“

Dann fragt er das Wicht, was er zu wissen be-
 gehrt und erhält seine Antwort. Darauf sagt er noch
 ferner:

„Nu segne Dy de Bader un de Söhne un de
 „hillige Geest, dat Du my hefft Bescheet gegeben
 „Allent dat ic̄ von Dy begehrent was. Nu be-
 „nedye ic̄ Dy mit dem Bader u. dem Söhne u.
 „dem hilligen Geeste.“

2) Hätte er vom Wichtchen gelernt, den Kühen die
 Milch wieder zu bringen, auf folgende Art, daß er in
 einen neuen Topf legen müste 3 stählerne Nadeln,
 im Namen des Teufels und im Namen dessen, dem
 das Melken benommen. Dann müsten die, welche
 es benommen, von selbst kommen.

3) Wann Einer krank war, der nicht zu ihm, und
 zu dem auch er nicht kommen konnte, und derselbe
 nur Haar von seinem Haupte und die Nägel vom
 Daumen und beiden Vorderfingern der rechten Hand
 schickte, so fragte er das Wichtchen, welches ihm die
 Wahrheit sagte.

4) Er gestand, von einem Todtenknochen aus dem
 Galgen, von Steinen und Kräutern, in Allem aus
 neun Dingen, einen Trank gemacht und Vielen ein-
 gegeben zu haben.

5) Hätte ihm Einer beigebracht, zu erforschen,

wenn Einer krank oder ihm etwas entwendet wäre. Man nehme soviel Kieselsteine, als Personen in Verdacht stehen, schreibe darauf eines Jeden Namen, nehme dieselben in derer und des Teufels Namen und mache sie in Feuer glühend heiß. Dann sollte er sie herausnehmen und in einen Winkel legen. Selbiges müsse geschehen am Freitag Abend und nicht eher als Sonntag vor Sonnenaufgang weggenommen werden. Wenn die Steine dann in kaltes Wasser gelegt würden, zische des Schuldigen Stein und gebe einen Rauch von sich. Solches hätte er oft versucht.

6) Wenn man Einen bezaubern wolle, müsse es geschehen am Sonntag Morgen vor Sonnenaufgang; man müsse alsdann einen Drath spinnen, verkehrt aus dem Groffe in tausend Teufel Namen, und machen neun Knoten darein. Dabei müsse man den Namen desjenigen gebrauchen, welchem es soll ange-
than werden.

XVIII.

Das Butter-Entziehen.

Zwei Bauermädchen gingen mit einander zur Stadt, und als sie bei Backer-Alheid in Oslebshausen vorüberkamen, stand die Frau selber unter der Hausthür und butterte. „Komm,“ sagte da die eine Dirne zu ihrer Begleiterin, „wir wollen die Butter mitnehmen.“ Da lachte die andere und ging mit ihr vom Wege abwärts, bis wo die Weser tief ins Land

eindringt. Denn sie dachte nichts Arges dabei und glaubte, die Andere wolle einen Scherz machen. Die zog ein kleines weißes Stäbchen aus der Tasche und schlug damit viermal ins Wasser, worauf vier Pfund Butter einzeln hervortauchten, welche die Dirne in ihren Korb legte und mit sich nahm. Denn die Butter war sauber aufgemacht zum Verkauf und fehlte nichts daran.

Gegen Abend, als die Mädchen zurückkehrten, blieb das Eine unter irgend einem Vorwande zurück. Denn sie fürchtete sich vor den Künsten der Andern, wollte nicht weiter bei ihr bleiben und ließ sie vorausgehen. Als sie bei Wacker-Alheid kam, sah sie, daß die Frau noch immer am Butterfaß stand. Da trat sie voll Mitleid zu ihr, sagte, sie solle sich weiter keine Mühe geben, da die Butter schon heraus wäre und erzählte Alles, was sie wußte.

Die Frau, welche so lange vergebens gebutter hatte und nichts als Schaum und Schaum im Fasse sah, war den ganzen Tag schon verdrießlich gewesen. Nun aber fuhr sie zornig auf und machte der Dirne die härtesten Vorwürfe; denn diese war es, welche die Frau im Verdacht hatte, und nur mit großer Mühe gelang es ihr, die Alte zu besänftigen und ihr zu beweisen, daß sie ganz schuldlos sei. Sie offenbarte auch der Frau, wie ihr die Begleiterin noch erzählt habe, daß kein Zauber der Butter etwas anhaben könne, wenn man vorher unter das Faß das alte Hufeisen eines Pferdes lege.

XIX.

Heldentod der alten Stedinger.**I. Des Volkes Ursprung und Freiheiten.**

Das Stedingerland ist jetzt der Wohnsitz ruhiger, friedliebender Menschen, die unter einer gerechten und milden Regierung die Segnungen des Friedens im vollsten Maasse genießen. Der fette Boden bringt alle Lebensbedürfnisse reichlich hervor, und die Ströme des Landes gewähren eine einträgliche Fischerei und eine lebhafte Schifffahrt. So vergeht ein Jahr wie das andere, Jeder ist mit seinem Loose zufrieden, und die Ruhe des Landes ist ungefährdet.

Wie ganz anders war es vor sechshundert Jahren! Dazumal hatten sich die Stedinger erhoben gegen geistliche und weltlichen Oberherrn; sie hatten die letzten Spuren unwürdiger Knechtschaft im Lande vertilgt, standen gerüstet, um die gefährdete Freiheit zu vertheidigen und zogen die Augen der gesammten Christenheit auf sich. Wie mochte der leibeigene Bauer in allen Landen ringsum aufhorchen, wenn er von den kühnen, tapfern Landleuten hörte, die sich selbst genug dünkten, und Adel und Geistlichkeit vertrieben hatten! Mit welcher Spannung mochte er den Berichten ihrer Siege entgegensehen! Aber die Geistlichkeit trug zeitig Sorge, dieser lebhaften Theilnahme entgegenzutreten, indem sie die Stedinger als gottvergessene Heiden darstellte und die abgeschmacktesten Gerüchte über ihr unchristliches Thun in Umlauf setzte.

Die alten Stedinger waren niederländischer und friessischer Herkunft. Die Marschgegend von der Dhum bis abwärts zur Hunte war in uralter Zeit fast gar nicht bewohnt, weil sie bei dem Mangel an Bedeichung von den Wasserfluten überströmt wurde. Die Bewohner der nahen Geesten hatten dort ihr Heuland und Viehtriften. Auch die Ufer der Dhum und Wumme lagen weit und breit wüste; denn dort fand sich nichts, als Bruch und Sumpf.

Da kamen Männer aus den Niederlanden, die in ihrer Heimath gelernt hatten, wie man dem Wasser den festen Boden streitig macht durch Gräben und Dämme, und der Erzbischof, dem jene Einöden gehörten, war sehr damit zufrieden, als sie sich bereit erklärten, sich dort niederzulassen und räumte ihnen große Vorrechte ein.

Mit den Ankömmlingen vermischten sich allmählig die wenigen sächsischen Ureinwohner der Geesten, und die sämmtlichen Anbauer vereinten sich unter dem Namen der Stedinger zu einer besondern Volkerschaft, deren Wohnsitz sich von Dvelgönne herauf durch das jetzige Stedingerland verbreiteten. Dazu kamen aber noch einzelne Landstriche in der Umgegend der Stadt Bremen, das Viehland, Hollerland, Blockland, Werderland, und auf dem rechten Weserufer die Gegend von Lesum bis zum Lande Würden. Dieser letzte Strich wurde Ost-Stedingen oder Oster-Stade genannt. Der Umfang des Landes war also damals ungleich beträchtlicher, als zur jetzigen Zeit.

Von den Bischöfen war ihnen Freiheit der Person und jede Befreiung von Dienstleistungen zugesichert; ferner Unverletzlichkeit und erblicher Besitz ihrer Grundstücke. Die Abgaben waren unbedeutend und nicht der Rede werth; sie bedienten sich ihres vaterländischen Rechts und wählten die Richter aus ihrer Mitte.

Solche Rechte waren unerhört im ganzen Sachsenlande, und als das Volk im Laufe der Zeiten zahlreich und streitbar wurde, besorgte der benachbarte Adel und die Geistlichkeit, daß der arme, gedrückte, leibeigene Bauer auf ihren Gütern ein Beispiel an den Stedingern nehmen und mit der Zeit auch für sich manche Befreiungen verlangen möge. Sie boten deshalb Alles auf, um die Freiheiten des Stedingerlandes, die ihnen so gefährlich zu werden drohten, bei Zeiten zu schmälern und den aufstrebenden Sinn des kühnen Volkes zu demüthigen.

Die ersten Anbauer hatten es nicht gehindert, daß die Grafen von Oldenburg Burgen im Lande erbauten; theils mochten sie es nicht ahnen, wie gefährlich diese Besten ihrer Freiheit werden könnten, theils nahmen sie dieselben sogar bei ihrer ursprünglich geringen Anzahl als einen Hort und sichere Zuflucht vor den Anfällen der Nachbarn. Als aber die Burgmänner mit der Zeit anfangen, allerlei Zins und Abgaben zu erpressen, da sahen die Stedinger mit Grausen, wohin eine solche Nachbarschaft endlich führen müsse.

Die Geistlichkeit trug zur Unterdrückung des Volks ebenfalls das Ihrige bei. Der Erzbischof verlangte anstatt der vertragsmäßig festgesetzten, eilften Garbe,

die zehnte, und die niedern Geistlichen forderten im Laufe der Zeit mit Ungestüm, als komme es ihnen zu von Gott und Rechts wegen, was anfänglich der fromme Sinn der Stedinger ihnen freiwillig gegeben.

Es konnte nicht fehlen, daß eine gewaltige Erbitterung gegen diese Bedrückungen und Erpressungen im Volke entstand, die nicht selten Widersetzlichkeiten zur Folge hatte und Blutvergießen. Allein die Stedinger sahen ein, daß solches Alles doch zu nichts führen würde, so lange noch der Adel dem Ingrimme des Volks von seinen Burgen aus ruhig Trotz bieten könne.

† Da versammelten sich die Bewohner der nördlichen Gegenden (1187) im Dunkel der Nacht am Brokdeich, wo dazumal sich ein großer Wald befand, um die Noth des Landes zu berathen. Hier wurde ein Angriff auf die benachbarten Besten beschloffen, indem man im Fall des Gelingens auf den Beifall und die Unterstützung aller Stammgenossen rechnete, und der eine Haufe zog gegen die Lichtenburg, der andere nach Linen. An beiden Orten vermochte man dem Andränge nicht zu widerstehen, die Burgen mußten sich ergeben, und die Burgmänner fielen als Opfer ihres Uebermuths. Die Lichtenburg sowohl als die Lüne wurden angezündet und gänzlich zerstört.

Dies Beispiel reizte die südlichen Stedinger zur Nachahmung. Auch sie erhoben sich gegen die Gewalthaber und vertrieben die Junker aus dem Lande.

2. Der Beichtpfennig.

Dem Erzbischof Hartwich I. mochte es ganz erwünscht sein, daß die Macht der oldenburgischen Grafen einen so empfindlichen Stoß erlitten; denn er unternahm vor der Hand nichts, um die Aufrührer zu züchtigen. Er rüstete sich vielmehr, als ob nichts vorgefallen wäre, zu einer Fahrt ins heilige Land, und beschwerte sich erst auf der Rückreise beim Papst Innocenz III. über die Widerspenstigkeit der Stedinger, welche sich weigerten, den Zehnten zu entrichten. Ob dieser Frechheit entrüstet, schenkte ihm der Papst das Schwert Petri, womit er des Hohenpriesters Knecht das Ohr abgehauen und versprach zugleich, wenn solches zur Dämpfung des Aufruhrs nicht hinreichen sollte, daß die Stedinger als Ungläubige betrachtet und das Kreuz gegen sie gepredigt werden sollte.

Zwar fand er bei seiner Heimkehr die Burgen von den Oldenburgern wieder besetzt. Doch mußten die Junker nach einigen Jahren das Land wieder räumen, und nur Graf Moriz, der das Land nicht beunruhigte, mochte ungestört auf seiner Burg zu Verne hausen. Auch der Erzbischof behelligte die Stedinger jetzt nicht und erwartete, was die Zeit bringen würde. Das Volk selbst aber schien sich mehr und mehr zu beruhigen.

Wöglich aber belehrte ein schreckliches Ereigniß die Arglosen, daß der Uebermuth der Geistlichkeit keineswegs gebrochen, daß sie von grimmigem Haß erfüllt sei gegen das Volk, und daß man von ihrer Tücke das Aergste zu besorgen habe.

Eine Edelfrau nämlich war am Tage vor Ostern in der Berner Kirche zur Beichte gegangen, und da der Flinker den habfüchtigen Geistlichen als Beichtpfennig für die angesehene Frau zu geringe scheinen mochte, so machte er dies auf eine empörende Art dadurch bemerklich, daß er ihr am folgenden Tage, als sie kam, das heilige Abendmahl zu genießen, das Geld statt der Oblate in den Mund steckte. Die Frau, in der Meinung, daß sich der heilige Leib in Metall verwandelt habe, lief voller Bestürzung zu Hause und nahm mit einem reinen Tuche den Silberpfennig aus ihrem Munde.

Da ergrimte ihr Ehemann, der wackere Wohlke von Bardenfleth und beklagte sich bei dem Vorgesetzten des Pfaffen über die erlittene Schmach, wurde aber mit schnöder Geringschätzung abgewiesen. Das war dem Beleidigten zu viel, und er meinte, es sei endlich an der Zeit, sich selber zu seinem Rechte zu verhelfen.

Er schickte deshalb Boten an alle seine Verwandten, fern und nah, benachrichtigte sie von der Unbill, welche ihm die Geistlichkeit zugefügt habe und forderte sie dringend auf, sich am nächsten Sonnabend in seiner Wohnung einzufinden, um das Weitere zu berathen. Um vorläufig größeres Aufsehn zu vermeiden, möchten sie es so einrichten, daß sie nicht vor der Abenddämmerung einträfen.

3. Die Mönche.

Der bestimmte Tag erschien, und so lange die Sonne am Himmel stand, ging ein Jeder auf Bohlkes Hofe seinen gewohnten Beschäftigungen nach; das Gesinde war den Tag über im Felde beschäftigt und kehrte, so wie aus der Ferne die Töne der Vespersglocke herüberschallten, fröhlich singend heim. Das Abendbrot stand bereit, und so wie die Leute gegessen, ging ein Jeder nach alter Gewohnheit zur Ruhe, um sich von den Beschwerden des Tages zu erholen.

Alles Gesinde war zu Bette, und es war sehr stille geworden im Hause. Die Hausfrau saß auf einem niedrigen Schemel am Heerde, und sah betrübt und nachdenklich dem Spiele der ersterbenden Flammen zu; Bohlke schritt unruhig auf der Hausflur auf und ab und trat dann und wann vor die Thür hinaus, um zu sehen, ob sich denn Niemand einstellen wolle. Aber es dunkelte schon bedeutend, die Ferne hatte sich den Blicken gänzlich entzogen; ringsum herrschte tiefe Stille, und nur vom Strom herüber ertönte das Rufen der Schiffer.

Immer ungeduldiger wurde der Edelherr, daß sich Keiner der Eingeladenen zeigen wollte; er hatte es ganz vergessen, daß er ihnen selbst die späte Abendstunde bestimmt. Er setzte sich schweigend seinem Weibe gegenüber an den Heerd und starrte vor sich hin. Da erdröhnte mit einem Male ferner Hufschlag, und Bohlke schritt eilig an die Thür, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht getäuscht habe. Nach wenigen Augenblicken schon trat er wieder ins Haus

und in das Gemach der Frau. Diese saß noch immer ruhig am Herde; das nahende Pferdegetrappel hatte ihre Aufmerksamkeit erregt und mit Verwunderung schaute sie auf das Beginnen ihres Mannes.

Der aber trat gleich darauf wieder hervor aus der Kammer, mit dem großen dunklen Schleier der Gattin über dem Arm.

„Es ziemt sich nicht,“ sagte er, indem er zu ihr trat, „es ziemt sich nicht, geliebtes Weib, daß Du in Deiner Erniedrigung unsern Bettern Dein Angesicht zeigst. Ich will Deine Schmach verbergen mit der Nacht des Schleiers, und Du wirst das Licht der Sonne nicht schauen, bis das Unrecht gesühnt und Deine Ehre gerettet ist.“ Damit verhüllte er ihr das Haupt und die Schultern.

Regungslos saß das tiefgebeugte Weib auf dem Schemel, und nur ein tiefer Seufzer, der unter der Hülle hervorbrang, gab Kunde, daß das Jammerbild noch lebe und athme. Der Mann aber eilte ans Thor und begrüßte die Ankömmlinge; denn sie kamen jetzt in großer Zahl, und zur Rechten und Linken eilten sie den Deich herauf. Sie kamen aus allen Gegenden des Landes, einzeln, oder wie sie sich haufenweise zusammengefunden hatten. Ein Jeder war nur mit der Unbill beschäftigt, welche der Familie wiederfahren; Alle waren erfüllt von Rachegeanken, und Niemand achtete auf die beiden Mönche, welche demüthig zu Fuße desselben Weges wanderten. Sie kamen von Kloster Hude und wollten im Auftrage des Abtes nach Osterstade; aber die Nacht hatte sie ereilt, noch

ehe sie über die Weser kommen konnten, und nun mußten sie sich nach einer gastlichen Herberge umsehen an dem diesseitigen Ufer. Auch durften sie im ganzen Stedingerlande auf eine freundliche Aufnahme rechnen. Denn sie waren wohlgelitten fern und nah, weil die Mönche dieses Klosters die Habucht und Anmaßung der übrigen Geistlichkeit nicht theilten. Das nächste Gehöft war Bohlke's; dahin richteten sie ihre müden Schritte.

Die Männer waren indessen alle versammelt, und schweigend deutete der Junker nach dem Hintergrunde der Hausflur, wo am Heerde noch immer die Schwefelgefränkte saß, welche sie zu rächen gekommen waren. Einer nach dem Andern trat hinzu, küßte das arme Weib auf die verhüllte Stirn und richtete Worte des Trostes an die Bekümmerte, die, von ihrem Elende beinahe erdrückt, nur mit Schluchzen und Seufzen antworten konnte.

Mittlerweile trat auch Bohlke hinzu; und die Flamme auf dem Heerde, welche noch einmal emporflackerte, beleuchtete mit ungewöhnlichem, seltsamem Scheine des Mannes bleiches, gramgefurchtes Antlitz, während die ganze übrige Umgebung von einem trüben Dämmerlichte umflort war.

„Ich habe,“ hub jetzt der Edelherr mit ernster Stimme an, „das unglückliche Weib dem Anblick der Menschen entzogen, und sie wird im Sack und in der Asche sitzen, bis die Schande von ihr genommen ist; nicht eher wird sie das ungetrübte Licht des Tages und den hellen Schein der Sonne wieder er-

blicken. Des Pfaffen Vorgesetzter verweigert jede Genugthuung; ich muß mir also selber helfen und habe einen feierlichen Schwur gethan, morgen den Schleier vom Haupte meines Weibes zu nehmen, noch ehe die Sonne zu Gott gegangen. Euch habe ich rufen lassen, Bettern und Freunde, um zu vernehmen, was mir obliege, um den Schimpf des Hauses zu rächen."

"Er muß sterben," tönte es ringsum, wie aus einem Munde, „er muß sterben, der übermüthige Pfaffe. Alle Wasserfluten sind nicht im Stande, die Schmach der Familie abzuwaschen. Das kann nur des Gottlosen Blut."

Und sie traten hin zu ihm und küßten seine bleichen Wangen, Mann für Mann, als wollten sie ihn weihen zu dem blutigen Werke. Dann gab Bohlke seiner Gattin einen Wink, sich in ihr Gemach zu verfügen. Die Männer aber folgtem jetzt dem Hausherrn zum Mahle, das bereit stand.

Die Mönche hatten unterdeß rüstig ihren Weg verfolgt und langten gerade in dem Augenblicke bei dem Gehöft an, wo die Männer, die ihre Pferde in den Stallungen untergebracht hatten, sich ins Haus begaben. Jetzt erst, beim Anblick der vielen stattlichen, mit kurzen Schwertern bewaffneten Männer, fiel ihnen die Schandthat ihres Mitbruders schwer aufs Herz, und obgleich sie immer im ganzen Lande lieb und angenehm waren, so wagten sie es doch jetzt nicht, unter das Dach des Mannes zu treten, gegen den erst in den jüngsten Tagen die Geistlichkeit so

übermüthig gefrevelt. Sie waren froh, daß man ihre Anwesenheit nicht bemerkt habe, und da es jetzt ganz still geworden war, so traten sie an ein Fenster, von welchem aus sie ungesehen die Hausdiene, und was dort vorgehe, überschauen konnten. Hier wollten sie einen Augenblick rasten, um hernach desto frischer ihren Weg fortsetzen zu können.

Aber was in aller Welt hatte der Auftritt zu bedeuten, den sie beim dunklen Schimmer des Heerde- feuers übersehen konnten? Was war das für eine sonderbare Gestalt, die gebückt und froshartig am Heerde saß, und welche die Ankömmlinge der Reihe nach küßten? Wer war der bleiche Mann, dessen Antlig hell beleuchtet war von der rothen Blut, welchen die ernstesten Männer feierlich umarmten? Und endlich noch dies nächtliche Gastmahl, bei welchem nicht Scherz ertönte noch Gesang, als wäre es ein Leichenmahl?

Da regte es sich neben ihnen am Boden, und dem einen der Horcher schlüpfte es träge und schwerfällig über den Fuß. Rasch bückte er sich, und als er's emporhob, durchfuhr es ihn mit eisigen Schauern, denn er hielt eine kalt-feuchte Kröte in seiner Hand.

Sein Gefährte hatte nicht sobald das ungestalte Thier erblickte, als er durch's Fenster nach der Stelle hindeutete, von welcher sich so eben die gebeugte, gramerfüllte Gestalt der Frau entfernt hatte; es war ihm ein Gedanke ganz besonderer Art gekommen.

„Wird es nicht auch Dir jetzt klar,“ fragte er

mit leiser bebender Stimme,“ was es mit jenem Unholde am Heerde für eine Bewandniß habe?“

„Du hast recht,“ erwiderte der Angeredete schauernd und schleuderte das Thier weit von sich weg.

„Was unsere Augen dort gesehen, was war es anders, als eine menschengroße Kröte? Laß uns eilen, diesen Ort der Sünde, der Zauberei und des Schreckens zu verlassen; Der blasse Mann und die Kröte! Eine solche Nähe kann keinen Segen bringen.“

Eilends machten die beiden Wanderer sich davon und verschwanden bald im Dunkel der Nacht.

4. Blutige Rache.

Der folgende Morgen war trübe und wolfig, und ein feiner Regen, der unablässig herniederträufelte, machte die Wege fast ungangbar. Dadurch ließen sich aber die Männer nicht zurückhalten, die schon in der Frühe von Bohlkes Hause aufgebrochen waren und mit Zurücklassung ihrer Pferde, den Weg nach Berne eingeschlagen hatten. Einzeln oder in kleinen Abtheilungen, um jedes Aufsehen zu vermeiden, schritten sie auf verschiedenen Pfaden dahin, und ein Jeglicher trug ein kurzes Schwert unter seinem Oberkleide, zu Schutz und Trutz. Es wurde wenig gesprochen, denn man hatte die Nacht über schon Alles genau erwogen und verabredet. Ein Jeglicher ging schweigsam vor sich hin in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Bohlke befand sich bei dem ersten Haufen; sein Gesicht war sehr bleich vor krankhafter Aufregung, im Übrigen zeugten seine Mienen von kalter, fester Entschlossenheit. Er blickte unruhig nach dem Flecken hinüber, in dessen Nähe sie bereits angelangt waren, wie das Raubthier, wenn es die Beute wittert.

„Jetzt müssen wir eilen,“ hub er mit ängstlicher Hast an, indem er sich an diejenigen wandte, welche ihm zunächst gingen. „Schon sehe ich einzelne Kirchengänger zurückkommen; die Messe ist vorbei, und wenn wir uns nicht sehr sputen, so ist das Pfafflein zurück nach der Burg und in Sicherheit und lacht über unser ohnmächtiges Unternehmen ins Häustchen.“

Alle beflügelten ihre Schritte, denn sie sahen, daß Bohlkes Bemerkung nur zu wahr sei, und je weiter sie in den Flecken eindringen, je größer wurde das Getümmel der heimkehrenden Kirchengänger. So gelangten sie auf den Kirchhof und stellten sich vor der Thür des Gotteshauses in einer Reihe auf; Bohlke stand dem Ausgange zunächst.

Da trat der Pfarrer heraus, angethan mit den heiligen Gewändern, über welche er leicht einen Mantel geworfen, um sie vor der Nässe zu schützen. Uebermüthig und ohne ihn eines Blickes zu würdigen, schritt er an dem Edelherrn vorüber, und als sich derselbe ungeduldig vordrängte, schob er ihn unsanft zur Seite und schaute trotzig zurück nach dem ungestümen Dränger.

So wie er aber Bohlke's Züge erkannte, trat er erblaffend beiseit und wandte sich eilig zurück, um

wieder die Schwelle des Gotteshauses zu erreichen, wo er sich sicher dünkte vor jeder Gewaltthat. Denn des Edelherrn und seiner Sippschaft Anwesenheit weissagten ihm nichts Gutes. Aber es war zu spät, und wie der Cherub mit dem Flammenschwerte die Pforten des Paradieses hühthet, also stand Bohlke mit gezückter Wehr auf der Schwelle des Tempels und wehrte jeglicher Rückkehr.

Jetzt gab sich der Priester verloren, und mit Jaagen schaute er, wie des schwerbeleidigten Mannes Augen vor Mordlust funkelten. Aber noch einmal wollte er den Versuch machen, ob nicht die so oft gemißbrauchte Heiligkeit seines Standes ihn vielleicht retten möchte. Und er warf den Mantel von sich, so daß er da stand in seinen geweihten Gewändern, und mit Donnerstimme rief er: „Weiche zurück, daß der Diener des Herrn einziehen möge in das Heiligthum seines Gottes. Oder Feuer wird fallen vom Himmel, den Saamen Amaleks auszurotten und zu vertilgen die letzte Spur von Midian!“

Aber des frechen Mannes Worte verhallten, ohne die Blicke des Himmels herabbeschworen zu haben; wohl aber funkelte der Stahl in Bohlkes Hand und senkte sich tief in die Brust des Frevlers, der dumpf röchelnd vor der Kirche zusammenbrach. Das Volk, welches der seltsame Anblick haufenweise herbeigezogen hatte, stieß bei der unerhörten That einen Schrei des Entsetzens aus. Ein Mord im Bereiche der Kirche! Und der Mord war verübt an einem

Priester, und weder die Nähe des Tempels, noch die heiligen Gewänder hatten ihn geschützt!

Bohlses Freunde scharten sich sogleich um ihn her, um zu verhüten, daß er nicht auf der That ergriffen würde. Aber dies war kaum nöthig; denn obgleich die Leute anfangs bestürzt waren, so dauerte es doch nicht lange, daß sie die rasche That laut billigten und riefen, der Uebermüthige habe seinen gerechten Lohn empfangen, und laut jauchzend folgten sie dem abziehenden Haufen bis vor den Flecken.

5. Des Erzbischofs Fluch.

Als der Geistlichkeit die Kunde dieser Blutthat zu Ohren kam, gerieth sie in große Furcht und betrieb mit Ernst und Eifer die Auslieferung des Mörders; denn sie wollte ihn einen doppelten und dreifachen Tod erleiden lassen, daß er ein Beispiel wäre für Jahrhunderte, und das Volk für immer von jeder Gewaltthat und Widersetzlichkeit gegen die Geistlichkeit zurückgeschreckt würde.

Dies Mittel verfehlte aber bei den Stedingern gänzlich seinen Zweck. Jedes andere Volk, das mit diesem schrecklichen Fluch belegt war, fühlte sich gebrochen bei dem Verlust der zeitlichen und ewigen Glückseligkeit. Bei den Stedingern aber brachte diese gefürchtete Maasregel die entgegengesetzte Wirkung hervor, und, anstatt sich zu beugen, erhoben die kühnen Männer gegen ihre Unterdrücker nur desto müthiger ihr Haupt, verfolgten die Geistlichkeit mit

ungezähmtem Grimme und vertrieben dieselbe ganz und gar aus ihren Gränzen; des Erzbischofs Herolde, die dies Interdict verkündigten, wurden verspottet, die Zehnten aber von jetzt an gänzlich verweigert. Die Stedinger begnügten sich auch nicht mehr damit, die Bedrückungen der Geistlichkeit und der benachbarten Edelleute von sich abzuwehren, sondern sie verfuhrn nun angriffsweise und vertrieben unter andern den Grafen Morig den I. von Oldenburg von seiner Burg Berne, wo er lange Jahre in Ruhe gewohnt hatte.

Jetzt verbanden sich die nördlichen und südlichen Stedinger mit den Osterstädern und kamen dahin überein, daß sie keine andere Obrigkeit unter sich dulden wollten, als die sie sich selber erwählt, nach dem Beispiel ihrer nördlichen Nachbarn, der Austringer Friesen, bei welchen es ebenfalls Brauch war, nur Gott zu gehorchen und den Männern, welche sie selber dazu ausersehen. Und damit diese neue Freiheit fortan unangetastet bleiben und herrlich unter ihnen emporblühen möge, hielten sie es für gut, ihren Feinden den Eintritt ins Land zu erschweren. Nordwärts war dies überflüssig; da wohnten stammverwandte Männer, das edle Volk der Austringer; den Westen schützten ausgedehnte Moorflächen, im Osten schien der Weserstrom ein festes Bollwerk und die verbündeten Osterstader. Nur im Süden war das Land zugänglich, gegen die Stadt Bremen hin, und deshalb führten sie hinter der Dchum ein Werk auf, das unüberwindlich war nach der Kriegskunst damaliger Zeiten.



In der Buchhandlung von Wilh. Kaiser
(Obernstraße, Nr. 48) ist zu haben:

Lebensgeschichte
der Giftmörderin
Gesche Marg. Gottfried.
Früherer Preis 1 Thaler
jetzt **18 Grote.**

Der Selbstarzt,
oder Mittel
durch
Franzbranntwein und Salz
fast alle Krankheiten
selbst zu heilen.
Preis 18 Grote.

Kurze aber gründliche Anweisung wie man alle Arten
erfrorne Glieder
selbst heilen und dafür bewahren kann.
☞ Nebst den bewährtesten Mitteln und Recepten gegen Frost.
Preis 3 Grote.

172 Anekdoten und witzige Einfälle.
72 Seiten. Preis 5 Grote.

Bremen: Druck von J. C. Dubbers.



Bremen's
Volksagen.

Herausgegeben

von

Friedrich Wagenfeld.

Achtes u. letztes Heft.

Bremen.

Verlag von Wiltb. Kaiser.

1845.





Sie legten nämlich zwischen den Ortschaften Deichhausen und Weyhausen den sogenannten Steingraben an, der in gerader Linie sich nach der Dhum hinzog, über siebenhundert Fuß lang und an seinem Ende mit einer steinernen Brücke versehen war, um die Verbindung mit den diesseitigen Landesleuten zu unterhalten. Hinter dem Graben zog sich ein haushoher Steindamm her, der in der Nähe von Weyhausen ein enges Thor, wahrscheinlich auch ein Wachtthaus hatte. Zu diesem Steindamm wurden vermuthlich die Ruinen der Burgen benutzt.

Der Steingraben ist noch heutiges Tages unter dem Namen Landwehr vorhanden; auch lebt noch die Benennung des Wachtthauses im Munde des Volks, aber der Steindamm ist bis auf die letzte Spur verschwunden.

Während sich die Stedinger auf diese Weise rüsteten, durchzogen die entflohenen Priester alle umliegenden Länder und verbreiteten von den tapfern Männern die abscheulichsten Gerüchte; die aber ihrerseits waren auch nicht müßig, ihren Haß gegen die Geißlichkeit bei jeder Gelegenheit an den Tag zu legen, und als die Cistercienser zu Bergedorf ein Kloster bauen wollten, zogen die Bewohner der Umgegend dorthin, warfen die Mauern nieder und vertrieben die Mönche, welche darauf zum Grafen Moriz in Hude ihre Zuflucht nahmen.

Es wird nun freilich erzählt, daß Hartwich sich ernstlich gerüstet habe, um die Widerspännstigen zu züchtigen; auch verzieh er einigen Mördern des Grafen

Christians, des Kreuzfahrers, unter der ausdrücklichen Bedingung, gegen die Stedinger das Schwert zu ergreifen. Doch scheint er wenig Erfolg gehabt zu haben, und als er im Jahre 1208 starb, und sein Nachfolger Waldemar, dem der Papst den Bischof von Osnabrück Gerard I. entgegenstellte, sich mit Hülfe der ihm zugehörigen Bremer seines Nebenbuhlers nicht erwehren konnte, wandte er sich an die streitbaren Stedinger, die denn auch mit Freuden seine Parthei ergriffen und einige feindliche Burgen eroberten. Im Jahre 1212 belagerten sie auch Hagen und Stotel und eroberten sie nach kurzem Verrennen.

Darauf verwüsteten sie einen großen Theil des Erzstifts, bis der Graf Heinrich von Hoya sich ihnen entgegenwarf und ihnen eine Niederlage beibrachte, worauf sie sich in ihr westliches Gebiet zurückzogen. Der Graf ließ einige von ihnen, welche in Gefangenschaft gerathen waren, als Aufrührer an den Galgen hängen.

Aber die Stedinger waren durch diese Niederlage keineswegs gebeugt; vielmehr wandten sie sich jetzt gegen die Burg Schlutter, welche Gerhard bei Delmenhorst erbaut hatte; sie fiel in ihre Hände und wurde zerstört.

Die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß es zweckmäßiger sein würde, wenn sie weniger zerstreut im Lande wohnten, weil sie alsdann einem etwaigen feindlichen Ueberfall schneller eine zahlreiche Mannschaft entgegensetzen konnten. Sie zogen sich deshalb näher an

die Deiche, die man im Nothfall durchstechen konnte, um die Feinde am Eindringen zu hindern.

Als der Erzbischof Gerhard diese Entschlossenheit sah, suchte er das tapfere Volk für sich zu gewinnen, um sich desselben gegen seinen Nebenbuhler zu bedienen. Er schickte Gesandte an sie und brachte sie durch große Versprechungen wirklich auf seine Seite. Er verzichtete auf die Erhebung des Zehntens und hob auch das Interdikt auf, womit sein Vorgänger das Land belegt hatte, und die Stedinger standen nun nicht länger an, ihm zu huldigen.

Nachdem Gerhards Macht diesen bedeutenden Zuwachs erhalten hatte, schien der Sieg nicht länger zweifelhaft zu sein; die Bremer boten Alles auf, um dem geliebten Waldemar das Erzstift zu erhalten, bis der Kaiser selbst sich für Gerhard erklärte und Waldemars Parthei mit Waffengewalt zu vernichten drohte. Da sahen sich auch die Bremer genöthigt, ihrem Waldemar zu entsagen, entfernten ihn aus der Stadt und schlossen mit Gerhard und den verbündeten Stedingern Frieden. Doch starb der Erzbischof schon 1219, und seinen Nachfolger Gerhard II. kümmerte es nicht, daß sein Vorwesor die Stedinger vom Zehnten befreit hatte. Er bestand auf die Entrichtung der Zehnten und anderer kirchlichen Abgaben mit großer Festigkeit, und da die Stedinger ihrer Gewohnheit nach dergleichen Zumuthungen mit Entschiedenheit zurückwiesen, so war der Frieden wieder gestört.

Auf Seiten des Erzbischofs standen die Grafen von Oldenburg und Wildeshausen, auf Seiten der

Stedinger die stammverwandten Rüstinger. Auch mußte Otto von Lüneburg, dem der Erzbischof die Grafschaft Stade streitig machen wollte, ein natürlicher Verbündeter der Stedinger werden.

G. N e u e F e h d e n .

Von Neuem also kam der Krieg zum Ausbruch gegen Stedingerland und die damit verbündet waren. Der Erzbischof, ein kriegerischer Herr, schritt zum Angriff (1221) schlug seine Feinde bei Hoya und besetzte die dem Grafen von Wölpe gehörende Burg Ottersberg. Otto aber rächte sich dadurch, daß er das Erzstift bis in die Nähe von Bremen mit Feuer und Schwert verwüstete und unermessliche Kriegsbeute nahm.

Die Stedinger dagegen brachen, in Verbindung mit den Rüstingern gegen Oldenburg auf und wütheten, ohne die Verrätherei eines ihrer Anführer, daselbe überrumpelt und genommen haben. Jetzt aber hatte Graf Otto, welcher gewarnt war, Zeit, seine Edlen zusammenzurufen und zog dem Feind, welcher schon in die Vorstadt eingedrungen war, entgegen. Die Stedinger, erschreckt über den unvermutheten Widerstand, ergriffen die Flucht, und Graf Otto verfolgte sie bis in die Gegend des Moorriems; er erzielte sie bei Huntebrück, wo er einige der Anführer zu Gefangenen machte. Diese wurden zum Tragen des heißen Eisens verurtheilt und darauf erhängt.

Dieserigen, welche vom Schwert verschont geblieben waren, flohen nach Rüstingen und bewogen die Einwohner des Landes, die Waffen zu ergreifen, um den Tod ihrer Verbündeten zu rächen. Sie zogen stark gerüstet nach dem Moorriem. Die Oldenburger erwarteten sie zwischen Elsfleth und Huntebrück und erfochten einen vollständigen Sieg über die Eindringlinge, die sich aber jetzt ins nördliche Stedingerland wandten und durch Zerstörung des Siels bei Hammelwarden das ganze Land unter Wasser setzten.

Dieses Mal wurden sie durch die Entschlossenheit des oldenburgischen Drostens an weitem Verwüstungen gehindert. Der Widerstand desselben erbitterte die Rüstinger nur noch mehr; sie kehrten mit großer Verstärkung zurück, zertrümmerten alle Sielse, die sie auf ihrem Zuge vorfanden, und Brand und Plünderung bezeichnete ihren Weg.

Die Besitzungen der Edelleute im Moorriem hatten durch die Einfälle der Rüstinger besonders gelitten. Jene verabredeten also einen Rachezug nach den Wohnsitzen ihrer Feinde und trafen mit ihnen auf dem Boitwardermoor zusammen: hier aber zeigte es sich, daß der alte viel bewährte Muth der Rüstinger keineswegs erloschen sei. Denn es kam zu einer hartnäckigen Schlacht, in welcher die Mehrzahl der Edelleute ihren Tod fand. Dies war das letzte Mal, daß die Rüstinger zu Gunsten der Stedinger die Waffen ergriffen. Von jetzt an standen die Letzteren ganz allein.

Da der Moorriem der beständige Schauplatz

dieser Fehden war und den Verheerungen feindlicher Krieger, so wie nach Zerstörung der Deiche und Siele den Verwüstungen der Wasserfluten ausgesetzt lag, so zog sich die ganze Bevölkerung allmählig von dort zurück und siedelte sich im südlichen Theile des Landes an, daß der Moorriem endlich zur menschenleeren Einöde wurde. So wie eine Gegend von Menschen verlassen wird, pflegen die Raubthiere darin überhand zu nehmen, und es darf uns also nicht Wunder nehmen, wenn erzählt wird, die Wölfe hätten sich im nördlichen Stedingerland so sehr vermehrt, daß sie ungestört in der Kirche zu Elsfleth ihre Jungen geworfen. Eben dasselbe wird auch von der Strückhauser Kirche erzählt.

Die Stedinger hatten jetzt mehre Jahre hindurch Ruhe da ihre Feinde in auswärtigen Kriegen beschäftigt waren. Sie selbst konnten wohl kaum daran denken, den Erzbischof und den Grafen von Oldenburg zu beunruhigen, da sie von hohen Wasserfluten und andern Unfällen heimgesucht und in ihrem eignen Lande zurückgehalten wurden. Sie mußten also zunächst daran denken, die zerstörten Deiche und Siele wieder herzustellen und mußten die auswärtigen Angelegenheiten einer glücklicheren Zukunft überlassen. Doch war diese augenblickliche Ruhe des Landes von den günstigsten Folgen für die Stedinger, indem jetzt aus Westphalen und den Niederlanden alle diejenigen dorthin zusammenströmten, welche wegen Meinungsverschiedenheit in religiösen Dingen von den Priestern ihrer Heimath verfolgt wurden. Es wird besonders

bemerkt, daß sich unter denselben außerordentlich viele Waldenser befanden.

7. Die Kreuzpredigt.

Auf diese Weise wurde das Volk durch eine Menge streitbarer Männer verstärkt, so daß ein alter Geschichtschreiber die Bemerkung macht, es sei in den stadtähnlichen Dörfern des Landes allgemach eine solche kriegerische Menge zusammengekommen, daß die Stedinger wohl den Versuch hätten machen dürfen, alle Städte und Landschaften der Umgegend anzugreifen und zu erobern.

Diese Vermehrung der feindlichen Streitkräfte fing doch endlich an, bei dem Erzbischof die ernstlichsten Besorgnisse zu erregen, und er beschloß, jetzt endlich Alles aufzubieten, um seine Feinde zu demüthigen. Da aber eine lange Erfahrung ihn belehrt hatte, daß er mit eigenen Kräften und auf gewöhnlichem Wege nicht ans Ziel kommen würde, so beschloß er von der Bergünstigung Gebrauch zu machen, welche der Papst Innocenz schon dem Erzbischof Hartwich verliehen.

Er ließ nämlich das Kreuz predigen gegen seine Feinde, und die Geistlichen, welche mit diesen Predigten beauftragt waren, schilderten die Stedinger als die ruchlosesten Verächter Gottes, die sich gegen ihre geistlichen Vorgesetzten die schrecklichsten Grausamkeiten hätten zu Schulden kommen lassen, und

durch deren Bekämpfung sich Jedermann die Seligkeit des Himmels verdienen könne.

So geschah es denn, daß besonders aus den Grafschaften Lippe und Schwalenberg, so wie aus den Stiftern Bremen und Paderborn eine große Heeresmacht nach der Stadt Bremen zusammenströmte, um sich das Kreuz anheften zu lassen und als Kreuzfahrer gegen die Abtrünnigen den Himmel zu erwerben.

Mit diesem Haufen hoffte man bei eintretendem Frostwetter ohne Hindernisse in das wasserreiche Land vordringen zu können. Daß die Oldenburgischen Grafen sich diesem Kreuzheere anschlossen, liegt in der Natur der Sache; doth war Otto von Lüneburg nicht zur Theilnahme zu bewegen.

Um die Feinde desto unvorbereiteter zu überraschen, wurde der Weihnachtstag zum Ueberfall ausersehen, und da das Eindringen in die westlichen Landestheile durch die Befestigungen sehr erschwert wurde, so wandte man sich zuvörderst nach Osterstade.

Hermann von der Lippe, des Erzbischofs Bruder führte den Oberbefehl; der Erzbischof selbst befand sich im Zelte des Bruders. Aber die Stedinger waren keineswegs so unvorbereitet, wie man vorausgesetzt hatte, setzten sich männlich zur Wehr und erfochten, als der feindliche Feldherr sogleich beim ersten Anlauf gefallen war, einen glänzenden Sieg. Das ganze Kreuzheer wandte sich in graunvoller Flucht, und Stedingerland was für dieses Mal gerettet.

8. Die Inquisition.

Jetzt kam der Erzbischof zu der Ueberzeugung, daß er gegen die hartnäckigen Keger, gegen welche weder der geistliche Fluch noch die Kreuzpredigt die geringste Wirkung gehabt, eine höhere Gewalt zu Hülfe rufen müsse. Es hatte aber dazumal der Papst Gregor eine Kegerverfolgung eingerichtet, die unter dem Namen der Inquisition noch Jahrhunderte nachher die Welt in Schrecken gesetzt und unnenndbares Elend über ganze Länder verbreitet hat. Die Bischöfe wurden beauftragt, in jedem Kirchspiel einen Priester und einige Laien anzustellen, welche die Rechtgläubigkeit der Pfarrkinder überwachen und die Abtrünnigen zur Verantwortung ziehen mußten.

Solchem Geschäft unterzogen sich hauptsächlich die Dominicanermönche, unter denen sich der schon früher als Kegerrichter vom Papst bestellte Conrad von Marburg hervorthat, von dem ein gleichzeitiger Schriftsteller, ebenfalls ein Geistlicher berichtet, daß er wegen wahrer oder erdichteter Kegererei eine große Menge Menschen, Edel und Unedel, Mönche, Nonnen, Bauern und Burgmänner habe verbrennen lassen. Denn desselbigen Tages, wo Jemand wäre angeklagt worden, sei er auch, einerlei ob mit Recht oder Unrecht, ohne Vertheidigung oder Berufung an ein höheres Gericht, verurtheilt und verbrannt.

Dies war der Mann, an den sich der Erzbischof wandte und der sich der Sache wider die abtrünnigen Stedinger mit der größten Mordlust annahm. Wie er die Kegerereien der Stedinger dem Papste dargestellt

habe, geht aus den eigenen Worten des Letzteren hervor:

„Die Stedinger,“ sagt er, „haben weder Scheu vor Gott noch Menschen, achten die Lehren der Mutterkirche geringe und suchen dieselbe zu unterjochen. Der Beginn ihres Abfalls soll sein, wie folgt: werden Neulinge in ihre Lehren eingeweiht und in die Schule der Freveler aufgenommen, so zeigt sich ihnen ein Frosch, oder wie man auch erzählt, eine Kröte, der die Einzuweihenden den Hintern oder das Maul küssen, und dabei ihre Zunge und ihren Speichel in den Mund nehmen. Dieser Frosch erscheint manchmal in natürlicher Größe, mitunter aber auch so groß, wie eine Ente oder eine Gans, ja bisweilen von dem Umfange eines Backofens.“

„So wie der Einzuweihende weiter geht, naht sich ihm ein blasser Mann mit kohlschwarzen Augen und so mager, daß die Haut nur auf den Knochen zu hängen, das Fleisch aber weggefressen zu sein scheint. Wenn der Neuling diesen küßt fühlt er seine Glieder von eisigem Schauer durchrieselt, und mit diesem Kuß entweicht alles Andenken an den wahren Glauben aus seinem Herzen.“

„Sobald sie sich nach eingenommener Mahlzeit vom Tische erheben, kommt von der Säule, die sich in ihren Versammlungen zu befinden pflegt, rücklings ein schwarzer Kater mit geringeltem Schwanz herunter, dem zuerst die Neulinge, dann die Vorsteher und wer dessen würdig gehalten wird, den Hintern küssen. Die Untergeordneten aber und die sich dieser

Ehre sonst unwürdig halten, werden von den Vorstehern nicht zugelassen. Darauf begeben sich Alle wieder an ihren Platz, wenden ihr Antlitz gegen den Kater und stimmen allerlei Zauberlieder an in seiner Gegenwart.“

„Der Meister redet ihn mit den Worten an: Schone unser! was der Nächstfolgende wiederholen muß, und der Dritte spricht dann: Das wissen wir Meister! Der Vierte spricht: Wir werden auch gehorchen. Nun werden die Lichter ausgelöscht und die abscheulichsten Werke der Finsterniß und Bosheit verübt.“

„Nach diesen Schwelgereien werden die Kerzen wiederum angezündet, und Alle stellen sich in eine Reihe. Dann schreitet aus einer dunklen Kammer, wie sie sich in den Versammlungshäusern dieser Gottlosen befinden, ein Mann hervor, der oben heller ist wie die Sonne, unten aber rauh, wie ein Kater, und erleuchtet das ganze Gebäude mit hellem Glanz. Der Meister reißt ein Stück aus dem Kleide des Eingeweiheten und überreicht dasselbe dem glänzenden Scheusal mit den Worten: Ich übergebe Dir, was mir gegeben ist! Das Ungeheuer erwiedert: Du hast mir bisher treu gedient und wirst mir auch in Zukunft ergeben sein. Da hast Du zurück, was Du mir gegeben, worauf er plötzlich verschwindet.“

„Sie empfangen auch jedes Jahr am heiligen Ostertage den Leib des Herrn, verfahren aber so abscheulich damit, daß es kaum zu erzählen ist. Denn sie haben ihn nicht sobald aus des Priesters Hand

erhalten, so tragen sie ihn eilends im Munde zu Hause und werfen ihn in ein heimliches Gemach.

„Sie schonen keines Alters und Geschlechts, ja noch mehr, sie vergießen Blut wie Wasser, zerreißen Mönche und andere Geistliche gleich wilden Thieren und nageln sie, zur Beschimpfung des Gekreuzigten, kreuzweise an die Wand.“

Diese Unglückseligen erholen sich Rath's bei bösen Geistern, fragen die Hexen bei ihren Abscheulichkeiten, lästern mit verruchter Lippe den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden und stellen die widersinnige Behauptung auf, der Herr des Himmels habe den Lucifer mit Unrecht und List in den Abgrund gestoßen. Dieser Letztere ist der Gegenstand ihrer Verehrung, ihn halten sie für den Schöpfer des Himmels und behaupten, er werde demaleinst wieder zu seiner alten Herrlichkeit gelangen, den Herrn stürzen, und dann hoffen sie, mit ihm selig zu werden.“

Solchen Unsinn gab man den Stedingern Schuld, auch daß sie den Teufel öffentlich anbeteten und das Bild des Asmodi in der Berner Kirche zur Verehrung aufgestellt hätten. In jener verhängnißvollen Nacht, wo sich in Bohlke von Bardenfleths Hause die Verwandtschaft versammelte, um Rache zu nehmen an dem Frevler, fiel es wohl Keinem der Anwesenden ein, daß die beiden Mönche aus dem Kloster Hude sie belauschen und den Vorfall auf eine Weise entstellen zur Kunde ihrer geistlichen Obern bringen möchten, daß ihr Bericht im Laufe der Zeiten solche

widersinnige Beschuldigungen, wie die angegebenen, begründen würde.

Der Papst beauftragte nun die Bischöfe von Minden, Lübeck und Raseburg, Mittel und Wege anzugeben, wie die Menschen von ihrer Ketzerei wieder erlöst und in den Schooß der Mutterkirche möchten zurückgeführt werden; denselben Auftrag ertheilte er Conrad und schrieb ihm zugleich, er möge, im Fall die Stedinger widerspänstig wären, ein heiliges Heer zu ihrer Bekehrung zusammenziehen. Conrad war aber der Meinung, das Uebel sei zu sehr eingewurzelt, als daß noch gelinde Mittel anzurathen seien; er halte dafür, diese Pest müsse mit der Schärfe des Schwertes vertilgt werden.

Auf diese blutgierige Antwort Conrad's erfolgte denn auch in Kurzem ein verstärkter Aufruf des Papstes an die genannten Bischöfe, so wie an die von Paderborn, Hildesheim, Verden, Münster und Osnabrück, das Kreuz zu predigen. Die Bosheit Satans, lautete der Auftrag, der auf Tücke sinne und sich bei verhängnißvollen Begebenheiten am Thätigsten zeige, habe die Stedinger, welche eine bremische Landschaft bewohnten, wie der heilige Vater mit großen Schmerzen vernommen, der Verehrung des Schöpfers dermaßen entfremdet, daß sie in ihrer thörichten Blindheit den Weg der Wahrheit verlassen hätten und auf solche Irrwege gerathen seien, daß sie weder von Gottes, noch Menschenfurcht etwas wüßten und die Lehren der heiligen Mutterkirche in den Koth träten. Die Bischöfe möchten also das Volk

versammeln und durch Ertheilung des Ablasses an Alle, welche sich zur Annahme des Kreuzes verstehen würden, eine gewaltige Kriegsmacht gegen die Teufelsdiener zusammen ziehen.

9. Der Stedinger Papst und Kaiser. Fall des östlichen Stammes.

Die Demüthigung der Stedinger war also jetzt zu einer Angelegenheit der gesammten Christenheit erhoben worden, und auch der Kaiser säumte nicht, dem Bannfluch noch die Reichsacht hinzuzufügen und die deutschen Fürsten zur Theilnahme an dem Kreuzzug aufzufordern.

Nicht allein Niederdeutschland wurde von den Mönchen bearbeitet, auch in den Niederlanden und am Rhein predigten sie die Vertilgung jener Kezerbrut, die einen geweihten Gottespriester erschlagen habe und ärger sei, als die Saracenen und heidnischen Preußen. Dabei wurde den Theilnehmern an dem Zuge außer der Aussicht auf eine große Beute auch der päpstliche Ablass verheißen, gleich denen, welche wider die Ungläubigen ins Morgenland zogen. Die Bremer bewog der Erzbischof zur Theilnahme durch das Versprechen des dritten Theils der Kriegsbeute und Befreiung von Zöllen. Den geringsten Erfolg hatte die Kreuzpredigt bei den Friesen, die sich als Stammverwandte der Stedinger betrachteten und sogar die beiden bremischen Mönche, welche diese Lausheit tabelten, aus dem Lande jagten.

Das Volk aber, dem alle diese Rüstungen galten, achtete das wenig; hatten sie schon früher an die Inquisition und das Interdikt sich nicht gekehrt, so spotteten sie auch jetzt des päpstlichen Bannes und der Reichsacht. Und da sich der Papst und der Kaiser von ihnen losgesagt hatten, so entsagten auch sie solcher ungerechten und gewaltthätigen geistlichen und weltlichen Obrigkeit und erwählten, theils aus Spott, theils, um der Welt zu zeigen, daß ein freies Volk sich selber genug ist, aus ihrer Mitte einen Kaiser und Papst, auch Erzbischöfe, Bischöfe und Pröbste, die denn auch in Schriften und Briefen mit solchem Namen benannt wurden.

Endlich hatte sich in Bremen ein zahlreiches Heer versammelt, dem der stolze Name der Heerschaaren Christi beigelegt wurde. Weil aber der Erzbischof sah, daß es zur Bewältigung des Feindes in den westlichen, durch Schanzen befestigten Bohnstgen nicht zahlreich genug sei, so beschloß er zuerst in Osterstade einzufallen, das von allen Seiten offen war. Die Bewohner des Landes rechneten zwar auf die Unterstützung Otto's von Lüneburg, der sich ihrer Sache stets angenommen hatte und auch jetzt in die Grafschaft Stade eingefallen war; aber sie hatten sich verrechnet. Denn als der Herzog mit dem päpstlichen Bann bedroht wurde, im Fall er den Stedingern zu Hülfe ziehen würde, ging er mit seinem Raube zu Hause und überließ die Osterstader ihrem Schicksal.

Diese ließen indessen den Muth nicht sinken, sondern machten den Versuch, ob Tapferkeit und Kraft

ersehen möchten, was ihnen an Mannszahl abging, und griffen die Kreuzfahrer am Tage Johannis und Pauli unverzagt an. Aber, wie rüstig sie auch waren in Kampf, sie mußten der Uebermacht erliegen und vierhundert der Ihrigen bedeckten die Wahlstatt. Auch eine Menge Weiber und Kinder wurden niedergeschnitten, und eine große Anzahl gerieth in schmähliche Gefangenschaft; die Wenigen, welche entkamen, werden zu ihren Brüdern über die Weser geflohen sein. Das Land aber wurde vollkommen zur Einöde gemacht, und die gefangenen Anführer mußten als Zauberer und Keger den Scheiterhaufen besteigen.

Gerhard unternahm alsbald einen Angriff auf die westlichen Stedinger, welche er durch den Fall ihrer Brüder entmuthigt glaubte. Er erschien mit seinen Schiffen, um die Verschanzungen zu umgehen und zerstörte die Deiche, um das Land unter Wasser zu setzen. Aber dieser Angriff wurde muthig zurückgeschlagen, und er mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Mehre Jahre lang wurde jetzt der Krieg mit abwechselndem Erfolge fortgesetzt. Bald neigte sich der Sieg auf die eine, bald auf die andere Seite. Doch kam es lange Zeit hindurch zu keiner eigentlichen Entscheidung. Da auch die Rüstinger das Bündniß mit den Stedingern aufgegeben hatten, entweder aus Verdruß über die wiederholten Niederlagen oder aus Furcht, ebenfalls mit dem Bann belegt zu werden, so waren die Einwohner des Landes Wursten die einzigen auf deren Beistand die Verfolgten noch rechnen konnten.

Aber ein stärkerer Hort für das bedrängte Volk waren die Verschanzungen, welche sie mit großer Kunst und unter umsichtiger Benutzung des Bodens von Himmelskamp und Schönenmoor an bis zum Altenesch allmählig auführten, deren Spuren der aufmerksame Beobachter noch heutiges Tages verfolgen kann. Dieselben waren in drei Reihen hinter einander angebracht, so daß, im Fall die vordere vom Feinde erstürmt werden sollte, die folgenden noch gehörigen Schutz gewähren und den Rückzug decken konnten.

In diesen Verschanzungen lagen die Stedinger, um dem nahenden Sturm die Stirn zu bieten, vierzigtausend Männer, Weiber, Greise und Kinder, ein ganzes Volk, von Siegeshoffnungen erfüllt, aber den Tod nicht scheuend. Es kam die Kunde, daß Tausende und aber Tausende zu ihrer Vernichtung herbeizögen von nah und fern, so daß die Stadt Bremen die Menge der Kreuzfahrer nicht fassen könne. Dennoch erzitterten sie nicht, im Vertrauen auf Gott und ihre gerechte Sache, und als ein Paar Mönche in blindem Eifer es wagten, in die Verschanzungen einzudringen, um zur Buße und Entrichtung der Zehnten zu ermahnen, wurden sie von dem erbitterten Volke erschlagen.

10. Der große Tag von Altenesch.

Alles war in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten; eine Heereskraft, wie zur Bekämpfung der Stedinger herbeizog, war in diesen Landen unerhört.

Aber das geängstigte Häuflein war immer auf seiner Huth, und wo der Feind eine Blöße zeigte, mußte er stets eines Ueberfalls gewärtig sein. Die Schlutterburg, welche der Erzbischof nach zweimaliger Zerstörung wieder erbaut hatte, wurde mit Sturm genommen und von Grund aus zerstört, weil ihre Nähe den Stedingern gefährlich schien.

Jetzt zog der Graf Burchard von Wildeshausen heran, der mit zweitausend Streitern zum Kreuzheer stoßen wollte. Er hielt es für ein Leichtes, den Stedingern eine Niederlage beizubringen und wollte sich vor seiner Vereinigung mit dem Heere einen Lorbeer erwerben; aber seine Leute konnten dem Angriff des hervorbrechenden Feindes nicht widerstehen, und der Graf selbst fand in dem Treffen bei Himmelstump mit vielen der Seinen ein klägliches Ende.

Durch diese Erfolge wurde die Hoffnung der Stedinger, daß ihnen an dem verhängnißvollen Tage der Sieg nicht entgehen werde, nur noch mehr gesteigert, und Alles deutete darauf hin, daß dieser große Tag nicht fern sei.

Denn es zogen aus allen deutschen Gauen die schlachtkundigsten Kriegerleute herbei, um in dem bevorstehenden Kampf Geld und Gut zu gewinnen und das ewige Leben; auch die Fürsten und Edlen der Sachsen, Rheinländer, Westphalen und Niederländer, besonders aber der flandrische Adel hatten ihre Schaaren zu diesem Kriege herbeigeführt. Die Häupter und Anführer dieser Heerhaufen waren der Herzog Heinrich von Brabant, Florenz, der Graf

von Holland und Seeland, Graf Diebrich von Cleve, Diebrich, Graf von der Mark, die oldenburgischen und wildeshauser Grafen, Gerbert von Stotel, die Herrn von Maten, Wilhelm von Egmont, Gerhard von Mühlwerth, Gerhard von Diest. Der bremische Adel und die vertriebenen Junker des Stedingerlandes werden sicherlich nicht gefehlt haben.

Das ganze Heer bestand aus vierzigtausend Streichern, die auf's Beste bewaffnet waren und wovon ein großer Theil beritten war. Die Stedinger, dieser furchtbaren Macht gegenüber, zählten, mit den vielen Flüchtlingen, welche sich seit längerer Zeit bei ihnen eingefunden hatten, eilftausend streitbare Männer, die ihren Gegnern, wenn auch an Muth überlegen, doch in Rücksicht auf ihre Waffen und ihre Kriegserfahrung, als einfache Landleute bei Weitem nicht gewachsen waren. Der Gedanke, für die altangestammte Freiheit, für Weib und Kind und den eigenen Heerd zu kämpfen, mußte ersetzen, was ihnen an eigentlicher Kriegskunde und Kopfszahl abging.

Der ursprüngliche Plan der Kreuzfahrer war, von Bremen aus geradeswegs die Verschanzungen anzugreifen. Indes hatte der Tod des Grafen Burckhard von Wildeshausen sie vorsichtig gemacht; sie sahen daraus, wie aufmerksam der Feind auf jede Annäherung gegen die Festungswerke sei, und da sie kein Mittel sahen, auf der freien, baumlosen Ebene zwischen Bremen und der Dohm den Stedingern ihr Vorrücken zu verbergen, so mußte ein anderer Plan

erdacht werden, in die Besten des Feindes einzubringen und ihm wo möglich in den Rücken zu kommen.

Man dachte also darauf, die Stedinger von der Weserseite anzugreifen, wo sie, sich sicher dünkend, keine Festungswerke aufgeführt hatten. Da es gefährlich schien, das Heer auf Flößen überzusetzen, so sah man sich genöthigt, zwei Schiffbrücken zuzurichten, die eine, um das Heer bei Moorlosen über die Weser und den Dumer Sand zu führen, und eine zweite, um den Uebergang über die Dhum zu bewerkstelligen. Fahrzeuge waren bald in hinreichender Anzahl gefunden, zumal da man die Schiffe zu Hülfe nahm, auf denen die zahlreichen Niederländer gekommen waren.

Es war am Donnerstag vor Himmelfahrt 1234, als man in Bremen das Urbaußfest mit großer Feierlichkeit beging, um den Muth des Kreuzheeres auf alle Weise zu erhöhen; denn auf Sonnabend hatte man den allgemeinen Angriff anberaumt.

Da man aber die Wachsamkeit und Tapferkeit des Feindes fürchtete, so hielt man es nicht überflüssig, denselben zu täuschen und seine Aufmerksamkeit von dem bedrohten Punkt hinwegzuziehen. Deshalb mußte am Freitag ein starker Heerhaufe gegen Himmelskamp vorrücken, um die Stedinger in der Meinung zu bestärken, als solle dort der Hauptangriff Statt finden. Das Hauptheer aber zog mit Einbruch der Nacht aus dem nördlichen Thore von Bremen, still und geräuschlos, um nicht des Feindes Aufmerksamkeit zu erregen, aber voll Blutdurst und Beutezier,

Rachsucht und Mordlust. Das waren die Streiter Jesu, der den Sterblichen das Gebot der Liebe und Versöhnung gebracht, das waren die Bethörten, welche rachebürstende Priester berebet hatten, zur Ehre des allerbarmenden Gottes das Schwert zu ziehen.

Mit Tagesanbruch waren die Schaaren an ihrem Bestimmungsort, bei Moorlosen, wo der beste Übergangspunkt zu sein schien, weil dort der Strom mit bedeutender Biegung ins Stedingerland eindringt. Die Brücke war vollendet, und die ganze Heeresmacht zog ungehindert über den Strom. Denn die Gesamtmacht der Stedinger hatte sich nach Himmelskamp gezogen, dem Punkt, der ihrer Meinung nach am Meisten bedroht war, und als sie ihren Irrthum erkannten, wandten sie sich eilend gegen die Hauptmacht des Feindes; aber es war zu spät.

So geschah es denn, daß das ganze Kreuzheer gegen Mittag den Uebergang bewerkstelligt hatte und sich den Stedingern gegenüber befand. Diese hatten sich nach altdeutscher Art in Schlachtordnung aufgestellt, keilförmig; die Führer standen auf dem Hügel St. Beit, Bohlke von Bardenfleth, der die Bewegungen der südlichen Stedinger leitete, Ditmar von Dieke, der die Wüstenländer herangeführt hatte, Tanno von Hunthorp, dem die geflüchteten Einwohner des Moorriems gefolgt waren. Die fremden Flüchtlinge waren gleichmäßig unter die einzelnen Heerhaufen vertheilt.

Als das Kreuzheer heranrückte, ermahnte Bohlke von Bardenfleth das Volk, ihrer Vorfahren, ihres

Waterlandes und ihrer Freiheit eingedenk zu sein. Wenn sie am heutigen Tage ihre alte Mannhaftigkeit bewährten, so seien die Geistlichen, die so viele Jahre hindurch Schmach und Jammer über das unglückliche Waterland gebracht, in ihre Hand gegeben. Sollte ihnen aber das Glück des Krieges nicht hold sein, so werde Jeder auf rühmliche Art zu sterben wissen, und den Tod schmäblicher Knechtschaft vorziehen. „Aber nicht verzagt!“ rief er. „Wir wollen in sie einbrechen, wie der Wolf unter die Lämmerheerde fährt, und unsere Schlachtwuth wird die Ueberzahl ausgleichen.“

Auch die Anführer des Kreuzheeres hielten es nicht für überflüssig, die Ihrigen zur Tapferkeit und Ausdauer gegen den gefürchteten Feind anzufeuern. Sie hätten eine gerechte Sache, und wären vom heiligen Vater, von Kaiser und Reich nicht zu einem gewöhnlichen Kampf entboten, sondern um die gottesvergessenen Keger zu züchtigen, welche die Diener Gottes beschimpft und vertrieben und Tausende von streitbaren Kriegern ihrer Wuth geopfert, deren Blut zum Himmel schreie. Nicht umsonst seien sie versammelt von allen Enden der Welt, sondern um blutiger Rache willen und um Beute zu gewinnen und Ehre. Gräben und Moräste verhinderten ihnen den Rückzug; deshalb solle Jeder mannhaft und ritterlich ans Werk gehen zur Ehre Gottes und um der ganzen Welt zu zeigen, daß es noch Männer gäbe, vor denen der irdische Stolz sich demüthigen müsse.

Jetzt begann die Schlacht und von beiden Seiten

wurde mit großer Erbitterung gekämpft. Unaufhaltsam drang der Keil der Stedinger vor in die Reihen des feindlichen Heeres und es war vergeblich, daß der Herzog von Brabant und die andern Führer die Ihrigen mit Wort und That zum Widerstand ermunterten. Die Stedinger warfen Alles vor sich nieder mit ihren Speeren und Streitkolben, und auch der Graf Heinrich von Oldenburg, der im Getümmel der Schlacht mit seinem Pferde stürzte, wurde zu Boden geschlagen. Die Niederlage des Kreuzheeres schien gewiß, und mit beklommener Brust und von banger Ahnung erfüllt, stand die zahlreiche Geistlichkeit, welche der Heeresfahrt sich angeschlossen, in der Ferne auf dem Deich, ließ den Gesang: „Mitten wir im Leben sind“ und andere Bußlieder erschallen, und flehte den Himmel um den Sieg des Kreuzes wider die Ungläubigen an.

Aber das Fußvolk hielt kaum noch Stand, und die einzige Hoffnung beruhte jetzt auf der Reiterei. Diese wurde von einem kriegskundigen Herrn befehligt, dem Grafen Heinrich von Cleve. Der sah nicht sobald das siegreiche Vordringen der Stedinger, als er beschloß, aus diesem Umstande Vortheil zu ziehen. Er brach in Verbindung mit dem Herrn von Maten auf, zog über den Feldweg, arbeitete sich durch die sumpfigen Niederungen hindurch, hatte somit den rechten Flügel des Feindes umgangen in dem Augenblick, als der Kampf am heiftesten war, und schritt sogleich zum Angriff.

Jetzt erhielt die Schlacht eine andere Wendung.

Denn da die Stedinger diesen Fall nicht vorausgesehen und im Rücken keine Vorkehrungen zur Abwehr des Feindes getroffen hatten, so waren sie augenblicklich von allen Seiten eingeschlossen. Eine Zeitlang zwar leisteten sie den andringenden Kreuzfahrern tapfern Widerstand; bald aber geriethen ihre Haufen in Verwirrung und wurden gänzlich aus einander gesprengt. Die Flucht war jetzt allgemein.

Viele von ihnen suchten die Schanzen zu erreichen und, im Verein mit der darin befindlichen Besatzung, die Feinde am Vordringen zu verhindern. Aber ein Bollwerk nach dem andern fiel in die Hand der Feinde, welche die Männer niederhieben, während wehrlose Greise und jammernde Weiber und Kinder von den Hufen ihrer Rosse zermalmt wurden. So wurde alles Leben in den Schanzen dem Verderben geweiht. Der Tod hielt eine reiche, schreckliche Ernte; es war ein ganzes Volk, welches bei dem unheilvollen Hügel St. Veit der Vernichtung Preis gegeben wurde.

Ein kleiner Stedingerhaufen, der gleich im Anfange abgeschnitten war, zog sich bis nach Sannau zurück, in dessen Umgegend man noch heutiges Tages die Ueberbleibsel alter Befestigungen findet. Ein anderes Häuflein suchte Schutz in den Gebüsch von Horst und Schönmoor. Aber die Hoffnung der Flüchtigen, dort eine sichere Zuflucht erreicht zu haben, wurde auf's Bitterste durch den ergimmten Feind getäuscht, welcher die letzten Ueberbleibsel des unglücklichen Stedinger Volks mit ungestillter Wuth aus

seinen Schlupfwinkeln trieb. Die Unglückseligen wurden entweder von ihren Verfolgern niedergehauen, oder fanden ihren Tod, indem sie auf nächtlicher Flucht in Gräben und Sümpfe geriethen. Die Wenigen, welche dem allgemeinen Blutbade entronnen waren, stürzten sich in die Weser, als sie Annäherung ihrer Verfolger vernahmen; sie wollten lieber eine Beute des vaterländischen Stromes werden, als in die Hände des blutgierigen, erbarmungslosen Feindes fallen.

Die Anzahl der gefallenen Stedinger wird auf siebentausend angegeben; über viertausend Kreuzfahrer fanden an diesem heißen Tage ihren Tod. Zweifels-
haft ist es, ob Bohlke von Bardenfleth dem Blut-
bade entronnen sei.

Von den Führern des Kreuzheeres kamen verschiedene um in dieser Schlacht, als die oldenburgischen Grafen Heinrich von Oldenburg, und Heinrich von Wildeshausen; ferner Gerhard von Diest, Wilhelm von Egmont und Gerhard von Mühlwerth. Mehrere andere schwebten in großer Lebensgefahr, so unter Andern der Herzog Heinrich. Doch machen gleichzeitige Schriftsteller auf die merkwürdige Thatsache aufmerksam, daß die übrigen Leiter und Führer dieses schauerhaften Krieges bald nachher ein gewalt-
sames Ende gefunden haben; wie es denn bekannt ist, daß der Graf von Holland bald hernach auf Anstiften eines Grafen von Clairmont ermordet, der Graf von Cleve aber auf seiner Rückkehr in einem Turnier zu Nimwegen niedergestochen, Conrad von

Marburg endlich, der gräuliche Kegerrichter, von Wegehagerern erschlagen wurde. Des Letzteren Tod erregte unbeschreiblichen Jubel; denn seine Kegerverfolgungen hatten durch das ganze Deutschland Furcht und Haß erregt.

11. Des Landes letzten Schicksale.

Bei der außerordentlichen Wärme, welche sich einstellte, mußte man, um Krankheiten und Seuchen zu verhüten, auf eine beschleunigte Beerdigung der Gefallenen denken. Man bestattete also die Leichen von dem eigentlichen Schlachtfelde auf dem jetzigen Kirchhof in Süderbrok, Alles durch einander, Feind und Freund, Kreuzfahrer und Keger, wie es sich eben traf, und daneben wurde eine Kapelle gebaut zu Ehren des heiligen Gallus. Auch auf dem Schlachtfelde selbst wurden zwei Bethäuser erbaut aus Dankbarkeit gegen Gott wegen des verliehenen Sieges, und zwar die St. Veits Kapelle in der Nähe der Dhum, an der Stelle, wo die Schlacht zuerst entbrannt, und die Martinskapelle unweit Sannau, wo die Niederlage des Feindes völlig entschieden war. Diejenigen aber, welche nachher auf der Flucht erschlagen worden, wurden wahrscheinlich zu Warfeth beerdigt.

Um diesen großen Sieg zu verherrlichen, wurde von der Geistlichkeit in der Stadt Bremen eine

große Procession veranstaltet, auch am fünften Sonntage nach Ostern ein feierliches Hochamt abgehalten.

Die geringen Ueberbleibsel des Volks wurden vom Papsst begnadigt und mit der bremischen Kirche, der die Stedinger jetzt gelobten, in allen Dingen zu gehorchen, wieder versöhnt.

Die Oberherrschaft über das Land wurde den am Meisten bei dem Kriege Betheiligten abgetreten, dem Erzbischof von Bremen und den Oldenburgischen Grafen, bis sie im Laufe der Zeiten den Letzteren allein zu Theil wurde.

Aber die meisten Höfe hatten ihre ursprünglichen Besitzer verloren und standen leer. Damit wurden Kreuzfahrer belehnt, Adlige, und solche, welche sich in dem letzten Kriege besonders ausgezeichnet hatten, so daß man annehmen darf, daß nur ein sehr geringer Theil der jetzigen Bewohner jenes Landstrichs von dem alten Stedinger Volke abstammt.

Mögen aber auch die Stedinger bis auf den Namen von der Erde verschwunden sein, jenes tapfere Volk, das es wagte, unverzagt der Uebermacht entgegenzutreten, um sein altangestammtes Recht gegen die Uebergriffe der anmaßenden Geistlichkeit mit der Schärfe des Schwertes zu beschirmen; sein Name wird nie erlöschen auf den ehernen Tafeln der Geschichte, und im Gedächtniß der spärlichen Nachkommenschaft. Und daß selbige fort und fort an die Großherzigkeit der Ahnen erinnert und zur Nachahmung gereizt werden möge, wenn die ungewisse Zukunft einen Tag heraufbeschwören sollte, wo es gilt,

den heimischen Heerd zu schützen vor fremdem Uebermuth, hat in unsern Tagen, wo der alte Groll vergessen und gerechter Bewunderung gewichen ist, ein edler Sproß jenes gefallenen Heinrichs, der Großherzog des Landes, den Gefallenen auf der Wahlstadt eine Denk- und Ehrensäule errichtet. Solches geschah gerade 600 Jahre nach der Schlacht, im Jahre 1834.

XII.

Das feurige Mad.

Auf der Hofe wohnte ein Schlachtfuhrmann, der machte Hochzeit. Im Verlauf des Abends, als die Gäste anfangen, wärmer zu werden, wandte sich das Gespräch bald hierhin, bald dorthin, und man kam auch auf die Zukunft der Neuvermählten zu sprechen. Da läßt es sich denn leicht denken, daß die Mehrzahl der Anwesenden dem jungen Paare ein gutes Auskommen, wohlgerathene Kinder und alles Wünschenswerthe prophezeihten. Aber es waren einige alte Weiber in der Gesellschaft, die es entweder dem wohlhabenden jungen Mann nicht vergessen konnten, daß er nicht ihre Tochter zu seiner Hausfrau erkohren, oder die irgend einen andern Beweggrund zum Haß oder Reid haben mochten, vielleicht auch bloß klüger scheinen wollten, als die Uebrigen. Die schüttelten den Kopf und wollten doch nicht mit der Sprache heraus; und als man endlich stärker in sie drang, sich näher zu

erklären, da hatte die Eine wunderliche Träume gehabt und die Andere Vorbedeutungen gesehen, die sie auch nicht zum Besten auslegen konnte. Da wurde die Braut ganz wehmüthig und wollte nicht hören auf die Trostreden des Bräutigams und der andern Verwandtschaft. Denn es war nur zu sehr die Klugheit der alten Weiber bekannt, wie viele andere Dinge so eingetroffen seien, wie dieselben vorhergesagt; und die Seele der jungen Frau wurde von den Schreckbildern der trostlosesten Zukunft erfüllt. In dieser Stimmung begleitete sie auch die Verwandten, welche sich zeitig verabschiedeten, mit ihrem Maune bis an die Hausthür und konnte sich nicht enthalten, bitterlich zu weinen. Aber ihr Kummer wurde noch zur selbigen Frist in Freude verwandelt; denn die Straße herab ertönte es pöglisch, wie das Rasseln eines Wagens, der lustig daherkommt, die ganze Gegend war erleuchtet von einem hellen fröhlichen Schein, und als es näher kam und vorüber rollte, erkannte man deutlich, daß es ein mächtiges, feuriges Wagenrad war. Welches Vorzeichen war wohl günstiger zu deuten? Auch traf es ein, und wendete sich Alles zum Besten; das Geschäft des Mannes hatte guten Anfang und den besten Fortgang, sein Wohlstand gedieh vortrefflich, und zahlreiche Kinder und Enkel erheiterten den Lebensabend des glücklichen Paares. Der schönsten Weissagung der alten Weiber gedachte man später nur mit heiterem Scherz.

XIII.

Der Wechselritt.

Bei einem Fuhrmann in der Neuenstraße dienten ein Paar Knechte, welche Bettgenossen waren. Die hatten Knochen, wie die Riesen, waren thätig und anständig, und frohten in der Fülle der Gesundheit. Als aber der Winter kam, ging mit dem, welcher vorn schlief, eine auffallende Veränderung vor; er wurde blaß und mager, klagte über Mattigkeit in allen Gliedern, wurde stumpfsinnig und träge, und es geschah nicht selten, daß er bei hellem lichten Tage vor Müdigkeit einschlief.

Dieser plöbliche Wechsel entging dem Herrn so wenig, als den übrigen Hausgenossen, und das Schicksal des armen Burschen ging ihm sehr zu Herzen; denn er hatte ihn seiner Nüchternheit und seines bescheidenen Wesens halber lieb gewonnen. Aber es war vergebens, daß er ihn aufforderte, zum Arzt zu gehen, um sich ein Heilmittel zu holen; er behauptete steif und fest, sein Zustand sei der Art, daß ihm kein Arzt helfen könne. Das einzige Mittel, ihn dem sichern Tode zu entreißen, sei, wenn der Herr ihm seine Entlassung gäbe, daß er ungehindert wieder nach seiner Heimath wandern möchte.

Fastnacht war vor der Thür, wo die Knechte der Fuhrleute mit ihren neuen Köcken haufenweise durch die Straßen ziehen und sich vor den Häusern angesehener Bürger aufstellen, um durch ihren regelmäßigen, fröhlichen Peitschenknall die Bewohner zu

ergößen und sich ein ansehnliches Trinkgeld zu verdienen. Aber auch diese Lockung war nicht stark genug für ihn, und er war nicht eher ruhig, als bis der Herr ihm seinen Abschied gegeben. Seine Hausgenossen sahen nun wohl, daß er vom Heimweh geplagt sei und mochten ihn nicht länger zurückhalten. Nur sollte er so lange warten, bis der Schnee sich etwas vermindert haben würde und die Wege gangbarer wären.

Diesen Vorschlag ließ er sich gern gefallen; er blieb noch einige Tage, und man sah wie die Aussicht auf seine nahe Freiheit ihn sichtlich stärkte. Niemand hatte mehr von ihm gehalten, und Keinem ging seine Abreise näher, als dem andern Knecht. Dieser kannte der Welt Lauf, wie kein Anderer, denn er war schon Soldat gewesen, und er konnte es sich nicht einbilden, daß es das Heimweh sein sollte, was seinen Gefährten in dieser öden, unfreundlichen Winterzeit aus der Stadt trieb. Er setzte ihm also lange zu mit Bitten und Verweis und ruhte nicht eher, als bis er den rechten Grund erfahren hatte.

„Ich würde über die Sache schweigen,“ sagte der Verabschiedete endlich, als er den dringenden Vorstellungen seines Freundes nicht länger widerstehen konnte. „Aber der Gedanke, daß Du zurückbleiben mußt, und daß nach meiner Abreise wahrscheinlich die Reihe an Dich kommen wird.— Nun, vielleicht gelingt es Dir Vorkehrungen zu treffen, wenn Du im Voraus von Allem unterrichtet bist. Ich werde nämlich jede Nacht einige Stunden geritten.“

„Geritten?“ wiederholte der Andere mit halb ungläubigem Lächeln.

„Und dabei so entsetzlich abgetrieben,“ fuhr der Erste fort, „daß ich des folgenden Tages zum Tode erschöpft bin. Ich sehe, daß Du meiner Erzählung wenig Glauben schenkst, aber laß Dir das Ding erklären.“

„Kaum liege ich im ersten Schlaf, so wird mir eine Halfter übergeworfen; in dem Augenblicke muß ich zum Bette heraus und ich bin von Stund' an in ein Pferd verwandelt. Thor und Thür sind offen, ich merke es, daß sich Jemand leicht auf meinen Rücken schwingt, ich fühle die Sporen in meinen Weichen und jeder Widerstand ist unmöglich. Ich muß Straß' auf Straß' ab mit Windeseile, daß die Funken aus den Steinen fahren, und nicht eher macht der Reiter Halt vor der Stallthüre, als bis ich jeden Augenblick zusammenzubrechen drohe. Ist dir nun meine Matzigkeit und die Abnahme meiner Kräfte erklärlich?“

Der andere Knecht war auf solche Dinge nicht gefaßt und schwieg einen Augenblick. Dann aber erkundigte er sich, was hernach aus dem Reiter werde.

„Wenn mir die Halfter wieder abgenommen ist,“ erwiderte der Erstere kleinlaut, „werde ich keines Reiters gewahr. Mitunter läuft eine Kage über den Weg, und ich suche, vor Kälte halb erstarrt so schnell wie möglich wieder ins Bett zu kommen. Ich zittere schon, wenn ich an die nächste Nacht denke, aber ich freue mich zugleich, daß es die letzte sein wird.“

„Eine Kage hast Du laufen sehen?“ sagte der

Anderer, der unterdessen nachgedacht hatte, und dem es jetzt einfiel, daß er früh Morgens im frisch gefallenen Schnee die Spuren einer Kage bemerkt hatte, die von der Stallthür über den Hof bis zur Planke des Nachbarn führten. „Diese Nacht werde ich Deinen Platz einnehmen, und Du schläfst hinten“ rief er plötzlich mit entschlossener Miene. Ich denke, daß Dir der Tausch nicht mißfallen wird.“

Der Kranke war von Herzen froh über diesen unerwarteten Wechsel, den er sich nie getraut hatte vorzuschlagen und war neugierig, wie sein Gefährte sich aus der Schlinge ziehen würde. Dieser verständige Mann aber legte sich des Abends völlig angekleidet zu Bett, mit Sporen an den Füßen und eine Halfter vor sich auf der Decke, daß er sie jeden Augenblick greifen konnte. Dann legte er sich zurecht und fing an, herzhaft zu schnarchen, als wenn er in tiefen Schlaf gefallen wäre.

Nicht lange nachher hörte er ein leises Geräusch vor dem Bette. Fußtritte waren nicht hörbar, aber das Rasseln der Spangen an einem Pferdegeschirr kam deutlich näher. Jetzt richtete sich der Vordermann in die Höhe, setzte sich in Verfassung, und als er die Halfter gegen sich erhoben spürte, kam er mit einem schnellen Ruck seinem Gegner zuvor und konnte jetzt ungehindert seine Halfter an einem Pferdekopfe befestigen; obgleich es stockfinster war, so daß er nichts sehen konnte, so belehrte ihn doch ganz deutlich sein Gefühl, daß die langen Mähnen desselben vor Schrecken sich sträubten.

„Nun, Frau Nachbarin,“ rief er, als er mit dem Aufzäumen fertig war, „wollen wir Beiden es einmal mit einander versuchen!“ Er ergriff die Peitsche, welche er schon in Bereitschaft gelegt hatte, Thür und Thor stand offen, wie gewöhnlich, und der Zurückbleibende sah mit Schrecken, wie sein verwegener Gefährte die Rollen umgetauscht hatte und in wildem Galopp von dannen brauste. Nur noch einen Augenblick hörte er das Knallen der Peitsche und die raschen Hufschläge. Dann verhallte Alles in weiter Ferne.

Lange horchte der Zurückgebliebene, ob der Andere nicht wieder zurückkehren würde. Es wollte ihm mitunter bedünken, als höre er in der Entfernung Pferdegetrappel, aber es war nur auf einen Augenblick; er meinte, er müsse sich getäuscht haben, und endlich legte er sich ins Kissen zurück, zog sich die Decke über den Kopf, befahl Gott seine Seele und fiel zuletzt in einen tiefen Schlaf. Als er am folgenden Morgen erwachte, freute und wunderte er sich nicht wenig, seinen Freund unverfehrt neben sich im Bette zu finden.

Es dauerte lange und er mußte ihn einige Zeit rütteln und stoßen, ehe er ihn aus seinem Todeschlaf erwecken konnte; die Anstrengung der verfloffenen Nacht mußte denselben offenbar sehr ermüdet haben. Endlich schlug dieser die Augen auf; aber es dauerte lange, ehe er sich besinnen und seinem neugierigen Nachbar genügenden Aufschluß über sein nächtliches Abenteuer geben konnte.

Da erzählte er denn, wie er bei genauer Erwägung aller Umstände auf den Gedanken gekommen

sei, daß der nächtliche Ritt nichts mehr und nichts weniger sei, als bloße Neckerei irgend eines muthwilligen Nachbarn, und daß er danach seine Maßregeln genommen habe, um diesen Quälereien durch eine Gegenlist mit einem Male ein Ende zu machen.

Zu diesem Behuf habe er getrachtet, dem unsichtbaren Gegner zuvorzukommen, und sei ihm Solches über Erwarten gelungen. Er habe sich dann auf den Gaul geschwungen und habe durch alle Straßen der ganzen Stadt einen Ritt veranstaltet, daß Alles, Nachtwächter, Hebammen, Wäscherinnen und was sich sonst bei nächtlicher Weile draußen zu befinden pflege, ihm aus dem Wege geflohen sei, nicht anders, als wenn er der leibhafte Teufel wäre.

Endlich habe er gespürt, daß die Mähre nicht mehr könne, und daß sie stürzen würde, wenn er seine Ausfahrt nicht mäßige. Da sei er von unzeitigem Mitleid ergriffen worden gegen die Kreatur und habe sich angeschickt, im Schritt zurückzureiten. Er hätte also in die Straße eingelenkt und wäre nicht fern mehr vom Hause gewesen, als er beim Nachbar, dem Schmid, der schon immer so früh an der Arbeit zu sein pflege, Licht gesehen und den hellen Schlag der Hämmer vernommen hätte. Da hätte ihn der Muthwillen überwältigt, und er wäre vorgeritten bei dem Nachbarn. Der hätte sein Wunder gehabt, wie ihn denn der liebe Gott schon so früh herführte.

Er habe dem Schmid geantwortet, es könne ihm einerlei sein, wer ihn hergeführt. Sein Herr schicke ihn, um den Gaul beschlagen zu lassen.

„Da trat,“ fuhr er fort, „der Nachbar herzu schüttelte bedenklich den Kopf und beleuchtete das Pferd von oben bis unten, rief seine Gefellen herbei, und Alle wunderten sich über die Schönheit meines Braunen. Ich sagte ihnen, der Herr habe ihn gestern Abend erhandelt, und sie sollten sich flugs an die Arbeit begeben; denn wir wollten das Pferd heute früh mit einspannen.“

„Nun ging es an ein Hämmern und Schmieden, und in Kurzem waren die Eisen fertig. Ich war abgestiegen und hielt das Pferd am Zügel, und es kümmerte mich nicht, daß es dampfte vom schnellen Zagen, sich bäumte, ausschlug und auf alle Weise sich loszureißen suchte. Wie es sich auch gebärdete, es wurde richtig beschlagen, ich stieg wieder hinauf und sprengte die Straße hinab bis vor den Stall. Hier stieg ich behutsam herunter, löste geschickt die Halfter, sprang behend hinein und schlug die Thür hinter mir zu, unbekümmert um die Paar Schläge, welche dagegen donnerten; denn die falsche Kröte, der Halfter entledigt und also meiner Gewalt entnommen, suchte mich noch in der Eile zu zertrümmern und zu zermalmen.“

„Einen Augenblick hernach hörte ich vor dem Stalle ein klägliches Klagenschrei, und beeilte mich, wieder ins Bett zu kommen.“

Der Zurückgebliebene verwunderte sich sehr über diese Erzählung und ging den ganzen Morgen gedankenvoll herum, bis mit einem Male die Nachricht von Haus zu Hause ging, daß man die Frau des

reichen Nachbarn, die gestern Abend gesund und wohl zu Bett gegangen, diesen Morgen todt auf ihrem Lager gefunden habe und zwar unter den bedenklichsten Umständen; denn sie sei beschlagen gewesen an Händen und Füßen, wie ein Pferd. Da ging ihm ein Licht auf, wer der nächtliche Reiter gewesen, der ihn so sehr mißhandelt habe; und er freute sich, daß das Weib und mit demselben seine Plage gestorben war.

Seinem klugen Freunde aber gelobte er, nie etwas von dieser Geschichte zu offenbaren. Als aber der Herr des folgenden Tages fragte, wann er abzureisen gedächte, sagte er, er habe sich eines Andern besonnen, und wenn der Herr ihn in seinen Diensten behalten wolle, so würde er bleiben.

Und so geschah es; er und sein Freund waren noch manches Jahr in diesem Hause; aber Keiner von Beiden hat jemals das Geringste über diesen sonderbaren Vorfall gesprochen.

XV.

Die Saake.

Die Bremer Saake ist keineswegs, wie man dem Sprachgebrauch gemäß voraussetzen sollte, irgend ein menschliches Wesen, das sich bösen Künsten und der Zauberei ergeben, sondern ein grauenhafter Spuk, ein mitternächtlicher Unhold, verkörpert zwar und dennoch unförmlich und gestaltlos, zwischen Rals und

Hund in Hinsicht der Größe. Es ist ein tückisches Scheusal, das träge in irgend einer dunklen Ecke oder hinter dem Vorsprunge eines Hauses hingestreckt liegt, bis Jemand arglos die Straße herunterkommt, dem es sich mit Blizeschnelle auf den Rücken schwingt, um sich von demselben tragen zu lassen, bis der Unglückliche zu ersticken droht oder bewusstlos niedersinkt.

Es hat aber die Saake größere Gewalt über böse, frevelhafte Menschen, als über den Gerechten; weshalb es auch jedem frommen Mann, der in ruchloser Gesellschaft bei Bier und Wein sitzt bis in die späte Nacht, gerathen sein möge, sich nicht hinreißen zu lassen durch die gottlosen Reden der Andern, sondern seine Zunge im Zaum zu halten, daß er nicht falle in die Schlingen des Bösen. Denn man kann der Saake nicht ausweichen, weil sie unsichtbar ist, außer daß ihr Augenpaar in der Dunkelheit schimmert, wie glühende Kohlen. Wer ihr aber einmal in die Feuer-Augen geschaut hat, dem ist es nicht mehr möglich zu entrinnen; seine Füße stehen festgewurzelt am Boden, und er kann sich nicht eher von der Stelle bewegen, als bis er fühlt, daß der Spuk sich um seine Schultern und Hüften gelegt hat, wie ein schwerer Kornsack. Dann mag er fortarbeiten mit seiner Last in Schweiß und Todesangst.

Und so ist es vor Diesem nichts Seltenes gewesen und hat manchen rechtschaffenen Bürger betroffen, daß er, vom Schütting, wo in frühern Zeiten eine Weinschenke war, vom Fulbras auf der Wachtstraße, oder aus dem Rathskeller kommend, wo er lustig:

und guter Dinge gewesen, und ohne die mindeste Ahnung des Unheils, das ihn erwartete, in aller Zucht und Ehrbarkeit ein Glas nach dem andern zu Leibe gesetzt hatte — beim ersten besten Kreuzwege spürte, wie es ihm mit Centnerschwere überkam und in die Beine schoß, daß er sich kaum noch aufrecht zu erhalten vermochte auf seinen Füßen. Und die Häuser und Straßen fingen an zu tanzen und zu springen und sausten zuletzt wie toll und thöricht um ihn her im Kreise, so daß er die Richtung verlor, nicht wußte, woher noch wohin, und aufs Geradewohl fortschob, bis ihm der Schweiß von Stirn und Wange lief. Dabei lagen ihm allerlei Steine im Wege, groß und klein, die er sah, und er mußte die Füße hoch in die Höhe heben, wenn er hinüberschreiten wollte. Und es kamen ihm wiederum alle Augenblicke Steine und Spigen in die Queere, die er nicht sah, so daß er darüber stolpern mußte, bis er endlich erschöpft und von der schweren Last, die er zu tragen hatte, überwältigt, zu Boden sank und die Besinnung verlor, bis etwa ein vorübergehender Nachtwächter oder ein anderer guter Mann ihn wieder emporrichtete. Da erinnerte er sich denn deutlich, daß er die Saake habe tragen müssen, und erkannte mit Erstaunen, daß er seit den fünf Stunden sich noch keine zwanzig Schritt vom Weinkeller entfernt habe. Mit solchen Fährlichkeiten hatte der zu kämpfen, welcher mit der Saake zu thun hatte.

Daher ist es leicht erklärlich, wie alle Welt eine solche Angst und Scheu vor dem Ungethüm hatte, daß

es gemieden wurde, wie die Pest und der Tod, und man konnte es einem lustigen frischen Gesellen nicht verargen, wenn er durch ein wirkliches oder eingebildetes Zusammentreffen mit demselben geängstigt, Buße und Besserung gelobte, und fest bei seiner Sinnesänderung beharrte, auch ein Merkliches stiller und eingezogener wurde, selbst in dem Fall, daß er die Entdeckung machte, diesmal wenigstens sei Alles eitel Trug und Täuschung gewesen.

Daß dies aber häufig der Fall gewesen und theils der Zufall, theils der Übermuth der Zechgenossen dem nächtlicher Weile Heimkehrenden mitunter arg mögen mitgespielt haben, besonders in jener Zeit, wo die Menschen anfangen, sich für klüger und aufgeklärter zu halten, als alle ihre Vorfahren und jeglichen nächtlichen Spuk verlachten, ja gänzlich läugneten, davon mögen ein Paar Beispiele das Weitere besagen.

In der Knochenhauerstraße wohnte ein Schneidermeister; der war im Grunde seines Herzens ein braver Mann, dem Glauben der Altväter treu ergeben, dabei eher weichen Gemüths und verzagt, als muthig. Das Alles waren Eigenschaften, deren er sich in der guten alten Zeit sicherlich nicht würde geschämt haben. Aber jene guten alten Tage fingen bereits an, dem Zeitalter der Aufklärung Platz zu machen, die des frommen, demüthigen Kinderglaubens spottet, und deshalb hielt es auch unser Mann für gerathener, denselben äußerlich zu verläugnen, als sich in seiner wahren ehrlichen Gestalt zu zeigen. Daher that er hoffärtig

und verwegen, und wenn er des Abends auf dem Amthause saß, so ergoß er sich in gräuliche Reden, daß es ihm einerlei sei, Himmel oder Hölle; daß er nicht Tod noch Teufel fürchte, und daß er nichts sehnlicher wünsche, als den Letzteren einmal zu treffen, wo er ihn haben möchte.

Darob entsetzte sich, wer feiges Herzens war, trank in der Stille sein Glas aus und entfernte sich ohne ein Wort zu sagen.

So kam es, daß man nur von unserm Meister redete, und die wirklich herzhaft waren, wurden darüber rein vergessen. Dies aber waren die Einzigen, welche das Wesen des Meisters mit Unbefangenheit beurtheilten, ihn ganz und gar durchschauten und recht gut einsahen, daß er nur tapfer sei mit dem Maule, im Grunde aber nichts anders, als ein feiger Wicht. Daher verdroß sie die Zurücksetzung, welche sie erfahren mußten, ausnehmend, und sie beschloßen, sich zu rächen und dem Manne die Grosssprecherei und den Hochmuthsteufel kurz und gut auszutreiben.

Wenn er aber die Prüfung muthig bestehen würde, wollten sie ihn für ihren Herrn und Meister und für einen ritterlichen Helden anerkennen. Denn es war nichts Leichtes, was sie ihm zugebracht hatten: Er sollte mit der Saake zu thun haben. Da dies aber doch für zu erschrecklich gehalten wurde, wenn es Jemand unvorbereitet überkäme, so beschloß man mitleidigerweise, ihn vorher zu warnen.

Eines Abends also saß er wieder auf dem Amthause und redete, seiner Gewohnheit nach, viel zu

viel; und wer etwas auf sich hielt, war schon fort, um nicht zu sitzen auf der Bank, da die Spötter sitzen. Außer ihm saßen nur noch drei Männer an dem Tisch; das waren die Schälke, welche sich verabredet hatten. Da schaute der Eine umher, gleichsam um sich zu überzeugen, ob sie auch ganz allein wären.

„Endlich hat sich das Volk verlaufen,“ hub er an, als hätte er mit Schmerzen auf diesen Zeitpunkt gewartet, um vertraulich diese und jene Besprechung auf die Bahn zu bringen, von welcher ihn die Anwesenheit jener Zaghaften bisher zurückgehalten habe. „Jetzt sind wir so ganz unter uns, muthige Seelen und tapfermüthiges Volk. Freunde, was haltet Ihr von der Saake?“

Dieser Name, zur mitternächtlichen Stunde ausgesprochen, schien einen höchst ängstlichen Eindruck auf die Gesellschaft zu machen; auch der Sprecher selbst schauderte zusammen, sowie das Wort ihm von der Zunge war, und er schien in demselben Augenblick seine Leichtfertigkeit zu bereuen.

„Meine Großmutter,“ hub der Andere an, „Gott habe das alte Mensch selig, hat mir sonderbare Dinge davon erzählt, die sich wohl nicht dazu eignen möchten, zu dieser Frist wiederholt zu werden, zumal wir noch alle Bier diese Nacht über die Straße müssen und Niemand wissen kann, was ihm begegnen mag. Ich für meinen Theil mache den Vorschlag, nicht weiter davon zu reden; denn es heißt, Du sollst den Teufel nicht an die Wand malen.“

„Vor menschlicher Kraft,“ sagte der Dritte beistimmend, „fürchte ich mich nicht, selbst nicht vor der Uebermacht. Und es ist mir wohl schon gelungen, drei Gegner zumal zu überwältigen; in diesem Falle aber möchte wohl ein inbrünstiges Gebet die beste Waffe sein.“

Alle drei schauten erwartungsvoll auf unsern Meister, um in dieser wichtigen Angelegenheit seine Meinung zu hören; der aber lächelte, indem er höhnißch die Unterlippe emporschob und kopfschüttelnd von Einem auf den Andern sah, als hätte er sich in ihnen geirrt. Erst als Alle näher zu ihm heranrückten und ungeduldig wurden, als wenn er sich beeilen sollte, den Ausschlag zu geben, nahm er das Wort.

„Es dauert mich,“ hub er voll Mitleid an, „daß ich von Männern, die ich für frische Leute gehalten habe, geringe denken muß. Wer kann mir's aber verargen? Da fürchtet sich der Eine, weil seine Großmutter auch ängstlich gewesen ist, und der Andere will gar die Hände falten, um sich zu vertheidigen! Wofür tragt Ihr Weimern denn einen Degen an Eurer Hüfte?“ fuhr er in strafendem Tone fort, indem er sich von der Bank erhob, eine drohende Stellung annahm und funkelnden Blickes im Kreise umher schaute, „weshalb tragt Ihr Eure Wehr? — Hunde und Katzen mögt Ihr Euch damit vom Leibe halten; so Euch aber ein würdiger Feind entgegentritt, überkommt Euch Furcht und Zittern, und Ihr sucht das Weite, wenn Ihr könnt.“

Er ging mit würdevollen Schritten die Stube auf und ab und sprach unverständliche Reden schnell

vor sich hin, wie Einer, dessen Inneres von gewaltigen Stürmen bewegt ist. Endlich schien er ruhiger zu werden; er betrachtete die Andern, welche in großer Niedergeschlagenheit um den Tisch saßen, mit milderem Blick, und es that ihm offenbar leid, daß er sie so heftig angefahren hatte. Um sie also zu trösten in ihrem Elend und sie wieder emporzurichten, trat er hinzu, legte dem Zunächststzenden zutraulich die Hand auf die Schulter und sagte mit belehrender Salbung:

„Laßt Euch meine Worte nicht so nahe zu Herzen gehen, daß Ihr darüber allen Muth verlieren solltet; ich wollte nur Euer Bestes, als ich Euch Vorwürfe machte. Denn wo Besserung bewirkt werden soll, darf die Strafe nicht fehlen. Aber fasset Muth! Ich halte Euch alle Drei für Männer, in denen ein gesunder Kern ist, der nur der rechten Pflege und Leitung bedarf, daß ein fester Stamm daraus emporwachse. Das andere Volk kümmert mich wenig. So ich aber bei Einem von Euch noch die geringste Zaghaftigkeit entdecke, werde ich mit Ernst und Fleiß dahin arbeiten, dieselbe bis auf den letzten Funken zu ersticken, daß Ihr endlich erfunden werden möget als Männer ohne Furcht und Tadel.“

Beschämt und doch ermutigt durch die väterlichen Worte verabschiedeten sich jetzt die Drei. Unser Mann trank noch zuvor ein Glas Wein; denn er hatte sich fast heiser gesprochen, wie er gegen den Wirth äußerte, der in einem Winkel mit Staunen diesen hohen Reden zugehört hatte.

„Vor der Welt gilt gar Mancher für einen Mann,“ sagte er beim Fortgehen zu dem Wirth, der mit Staunen und Ehrfurcht den hohen Wuchs und die edle Gestalt des mannhafsten Helden betrachtete. „Aber der rechte Held muß sich bewähren in der Gefahr, wie im Feuer das Gold.“

Folgenden Tages war in der Schenke Alles um unsern Mann hergeschaart, und er mußte mehr als einmal sein Abenteuer von voriger Nacht wiederholen.

Jetzt traten auch zwei von denen herein, welche er Abends vorher wegen ihrer Feigheit Vorwürfe gemacht. Diese Männer schien er längst erwartet zu haben; denn sobald sie ins Zimmer traten, und er ihrer ansichtig wurde, winkte er sie zu sich heran und deutete auf den leeren Platz zu seiner Rechten, worauf alles Volk scheu zur Seite wich und ihnen ehrerbietig Platz machte.

Die Beiden sahen einander verwundert an und setzten sich zu ihm.

„Wäret Ihr gestern Abend mit mir fortgegangen, so hättet Ihr an meinem Beispiel lernen können, wie sich ein unverzagtes Gemüth zu verhalten hat in der Stunde der Gefahr; aber vielleicht ist es besser, daß Alles so gekommen ist. Denn wäret Ihr dabei gewesen, so würdet Ihr, großmüthig, wie Ihr seid, behauptet haben, Ihr hättet das Beste gethan bei der Sache, um meinen Ruhm zu schmälern.“

„Ihr habt die Saake gesehen?“ fielen die Beiden mit einem erheuchelten Staunen ein, und es lag etwas Unglauben in dem Ton ihrer Stimme.

„So wie ich in die Knochenhauerstraße einbiege, tritt mir ein Männchen in den Weg, ein Zwerg, ich versichere Euch, der Knirps war nicht höher, wie der Tisch, redet mich an mit verstellter Stimme und bittet mich um meinen Degen. Nun hätte ich diesen wohl an einen Bekannten gegeben, wenn er mich darum ersucht hätte; denn ich war nicht mehr fern von meiner Wohnung. Dem Unbekannten aber schlug ich es rund ab mit zwei Worten; denn der Degen ist nicht allein des Mannes Schutz, sondern auch seine Zier. So will ich also ruhig meines Weges weiter gehen, als sich mit einem Male der Zwerg vergrößert und die Gestalt eines abscheulichen heidnischen Riesen annimmt; Summa, er kam mir vor, wie der leibhafte Roland. Es war aber nicht Roland, sondern der leibhafte Satanas selbst, der meinen Muth erproben wollte. Ich aber beherzt auf ihn los, Schlag um Schlag, Stich um Stich. Jetzt fing mein Gegner mit einem Male an zu wanken und stieß ein entsetzliches Geheul aus; denn trotzdem, daß er meine Hiebe sehr gewandt aufzufangen wußte mit seinem Schilde, war es mir doch gelungen, ihm das rechte Bein abzuhacken. Rasch stach ich ihm in das linke Bein; aber der gräuliche Riese, von Schmerz gefoltert, entwich von dannen durch die Lüfte; indem er noch seine Krallen ausstreckte, um mir den Kopf abzureißen; er faßte aber bloß meine Perücke und so entschwand er meinen Augen, die Perücke in seiner Faust; und mein Degen steckte tief in seinem Schenkel.“

Der eine jener Beiden erhob sich jetzt, um hinauszu-gehen, kehrte aber augenblicklich zurück und rief, der Riese stehe mit Degen und Perücke draußen.

Da wurde ein Jeder still, und Alles schaute ängstlich nach der Thür, bis der kleine Peter hereintrat, von dem Kleeblatt der Dritte, des Meisters Hauptschmuck in der Linken und den Degen in der Rechten.

Einen Augenblick war Alles ruhig; als aber der kleine Bursche erklärte, sothane Sachen habe er diese Nacht einem feigherzigen Schaafskopf abgenommen, da brachen Alle in ein schallendes Gelächter aus.

Der Schneider war durch die List seiner Zechgenossen ein anderer Mensch geworden; mitunter übernahm es aber der Zufall, die Rolle der Saake zu spielen.

Ein Bewohner der Großenstraße verbrachte seit einer Reihe von Jahren seine Abende in einem Weinkeller auf der Schlachte, und er suchte Etwas darin, das Gespräch auf religiöse Angelegenheiten und Glaubenssachen hinzuleiten, weil er sich dann am Besten als einen starken Geist zeigen konnte. Am Liebsten ließ er seinen Witz und Spott aus an den biblischen Erzählungen; über die Empfängniß der Jungfrau Maria wußte er die sonderbarsten Glossen zu machen, und er meinte, er wolle lieber gar nicht in den Himmel, als auf die Weise, wie der Prophet Elias hinaufgefahren sei, nämlich in einem feurigen Wagen. Denn was nütze ihm die ewige Seligkeit, wenn er sie mit verbranntem Szigfleisch genießen solle. Von andern Sachen sprach er noch verächtlicher, und von der Saake redete er mit der größten Veringschätzung.

Eines Abends saß er blaß und verstört, und es fiel einem Jeden auf, daß er so wenig sprach. Zuerst wollte er nicht mit der Sprache heraus, endlich aber erklärte er, daß er jetzt die Sündhaftigkeit seines frühern Lebens einsähe und wieder zum Glauben bekehrt sei, da er jetzt wisse, daß es Dinge gebe, die der Mensch mit seinem schlichten Verstande nicht begreifen könne Als er gestern über den Stephanskirchhof gegangen sei, habe sich plötzlich etwas auf seine Schultern gesetzt, und als er sich erschrocken umgeschaut, habe er deutlich die Saate gesehen, mit feurigen Augen, langem Bart und großen Hörnern. Nur ein inbrünstiges Gebet habe ihn aus ihren Klauen errettet. Doch habe dieselbe noch so viel Gewalt über ihn gehabt, daß sie ihm einige Stöße mit ihren Hörnern in den Rücken versetzt habe, worauf sie sich aber von dannen gemacht.

Als er geendigt hatte, verwunderte er sich nicht wenig, daß alle Anwesenden in ein lautes Lachen ausbrachen; denn der Vogwärter hinterm Kirchhof hatte kurz vor dem Eintreten des Erzählers die Gesellschaft mit den Späßen unterhalten, die sein Ziegenbock am Abend vorher getrieben, der aus seinem Stall ausgebrochen war und alle Leute auf dem Kirchhof und in der Nachbarschaft in der Dunkelheit erschreckt hatte. Der Großsprecher aber war von dieser Zeit an geheilt.





In der Buchhandlung von Wilh. Kaiser
(Obernstraße Nr. 48) ist zu haben:

Humoristische Erinnerungen
aus meinem
academischen Leben
in Heidelberg und Kiel
in den Jahren 1817 — 19
von
Theodor von Kobbe.

2 Bde. Preis früher 1 R 48 N , jetzt 36 Grote.

Humoresken
aus dem
Philisterleben.

Allen braven Hypochondriken gewidmet

von
Theodor von Kobbe.

2 Bde. früherer Preis 1 R 60 N jetzt 36 Grote.

Anweisung
eines

neuen und erprobten Verfahrens,
getragene Tuch- oder Casimir-Kleider schnell von jeder Art von
Flecken und Schmutz zu reinigen, und ihnen ein schönes, ver-
jüngtes Ansehen zu geben, so wie auch gute neue Kleider sehr
lange bei schönem Ansehen zu erhalten.

Preis 4 Grote.

Bremen. Druck von F. C. Dübbers.



